Just Friedrich Wilhelm Zachariä.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

an der

Universität Leipzig

eingereicht von

Hans Zimmer

aus Dresden.

Leipzig,

Roßberg'sche Buchhandlung.

1892.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Friedrich Wilhelm Zachariä war bisher immer ein Stiefkind litterarhistorischer Forschung, war noch nie voll zu seinem Rechte gekommen. Und doch hätte schon der flüchtigste Blick auf ein Verzeichnis der langen und so verschiedenartigen Reihe seiner Werke, auf die vielen Auflagen, die sie erlebten, die vielen Nachdrucke, die sie erlitten, zum Nachdenken anregen müssen, ob er denn wirklich so ganz ohne Bedeutung für die deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts geblieben. Die Urteile, welche Göthe und Lessing über ihn fällten, hätten ihn der Beachtung empfehlen sollen, und die kleine Mühe, sich den Umkreis seiner Stoffe einmal zu beschauen, würde gezeigt haben, daß er die Poesie fast des gesamten Auslands in Deutschland nachahmend einführen half, daß kaum eine Richtung auftrat, die er nicht sofort ebenfalls pflegte. Ganz abgesehen davon, daß er Oden, Lieder, ernste und religiöse Epen, „musikalische“ d. h. kompositionsfähige Gedichte, gern gesungene Kirchenlieder, ein Lustspiel, ja sogar einen Operettentext verfaßte, daß er Addison, Thomson, Young nachahmte, Milton übersetzte, sind es vier Punkte, die ihn zu einer bisher nicht erkannten und anerkannten Wichtigkeit erheben: seine komischen Heldengedichte, seine Wiederbearbeitung deutscher Märchen [1], die erste, die wir erhielten, seine kritischen Auslesen in- und ausländischer Poesien [2], seine Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier.

Nur hier und da hatte bisher der oder jener Litterarhistoriker

---

[1]) Zwey schöne Neue Mährlein, Leipzig 1772.

[2]) Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf die gegenwärtigen Zeiten, Braunschweig 1776 2c. — Beiträge zum spanischen Theater, seit 1769.

ein meist vorschnelles, blos auf den ersten, flüchtigen Eindruck aufgebautes Urteil über Zachariäs komische Epopöen gefällt, das Andere schien man so gut wie gar nicht zu kennen, und erst Franz Muncker erwarb sich das Verdienst, in der Einleitung zu seiner Neuausgabe des „Renommisten“ im II Bande seiner „Bremer Beiträger“ (Kürschners Deutsche National-Litteratur, Band 44 [127]) sich einmal eingehend und im Besonderen mit Zachariä zu beschäftigen und in großen Zügen einen Überblick über Leben und Werke desselben zu entwerfen. Freilich darf man bei dieser Arbeit tiefer eindringendes Studium, inniges Versenken in den gewählten Stoff nicht erwarten, aber das liegt — denn Muncker gilt mit Recht als sorgfältiger und gewissenhafter Arbeiter — in der Anlage und dem Charakter der Kürschner'schen Sammlung, in der Notwendigkeit, sich kurz zu fassen. Fast alles, was ich gegen die Muncker'sche Arbeit,[1]) die es hier nötig scheint, einer knappen Besprechung zu unterziehen, auszusetzen habe, wird also in diesem Umstande seine Erklärung und Entschuldigung finden.

Munckers Aufsatz beginnt mit einer freilich nur 1 ½ Seiten umfassenden Lebensbeschreibung des Dichters, die, mit einem guten Bilde nachRaukes Kupferstich ausgestattet, zwar von dem, was sie überhaupt bringt, nur weniges falsch giebt, aber als durchaus unvollständig zu bezeichnen ist, vor allem, weil ihr Verfasser Zachariäs und Anderer Briefe, sowie Andeutungen in den Werken des Dichters wohl überhaupt nicht benutzte. Die beiden wichtigen Episoden im Lebensgange Zachariäs, die Streitereien um das Gedicht auf Hagedorns Tod und mit dem Freiherrn von Gemmingen, hat Muncker schlechthin übergangen, und doch waren sie in so hohem Grade interessant und bedeutungsvoll, daß ich mich sogar veranlaßt sah, sie aus dem Rahmen der eigentlichen Biographie loszulösen und abgesondert zu behandeln.

Von der Biographie lenkt Muncker hinüber auf Zachariäs Hauptwerk, den „Renommisten“. Auch dieser Abschnitt seiner Arbeit leidet natürlich unter der aufgedrungenen Kürze. Einleitungsweise

---

[1]) Ich bespreche dieselbe hier nur, soweit sie die Biographie und den „Renommisten“ betrifft; ihre übrigen Abschnitte werden vielleicht einmal an geeigneter Stelle anderswo Beurteilung finden.

wird uns die geschichtliche Bedeutung des Werkes als des ersten komischen Heldengedichtes in Deutschland, das diesen Namen verdient, klargelegt. Darüber werden Andere anderer Ansicht sein; ich meinesteils stimme in dieser Frage Muncker vollkommen bei. Wo die Einwirkung Boileaus und Popes auf Zachariä, sowie die Entwicklungsgeschichte der sogenannten Maschinen dargestellt wird, nimmt es mich Wunder, daß die Übersetzung des „Rape of the Lock" durch Frau Gottsched nur so ganz obenhin abgethan wird, ohne die Frage nach einer Beeinflussung des „Renommisten" durch diese Arbeit auch nur anzuregen, geschweige denn zu lösen.

Weiterhin betont Muncker den kulturhistorischen Wert des „Renommisten", leider nur auf knapp einer Seite, trotzdem er vollkommen richtig zugiebt, daß gerade hierin mit eine hauptsächliche Bedeutung des Gedichtes liegt. In letzterem Punkte, wie überhaupt in der Beurteilung des „Renommisten" sehe ich mich mit Muncker in genauer Übereinstimmung, nur kann ich nicht zugeben, daß Zachariä „an geeigneter Stelle auf die größere Verbreitung des Theetrinkens (im Gegensatze zum Kaffeetrinken) in jener Zeit" hingewiesen haben soll. Er, der die Kulturverhältnisse seiner Zeit so photographisch getreu abschildern konnte, hätte damit ja auch gradezu einen groben Fehler begangen, denn nach dem trefflichen, unumstößlichen Nachweise Biedermanns („Deutschland im 18. Jahrhundert") „trank man damals in der That weit weniger Thee, als man Kaffee verbrauchte." Was Pandur, der Renommistengeist, Vers 817—832 [1] zum Kaffeegotte sagt, ist nichts, als eine kleine Vorspiegelung falscher Thatsachen, um seinen Zweck zu erreichen. Ein anderer Beweis ist statistisch für mich zu erbringen: Erschs „Handbuch der Litteratur" führt aus jener Zeit nur 12 Schriften über den Thee, dagegen 30 über den Kaffee an, gewiß ebenfalls ein Zeichen, welches dem Kaffee das Übergewicht über den Thee zugesteht.

Mit Muncker das Metrum des regelrecht gereimten Alexandriners „wegen seiner feierlichen Schwerfälligkeit" glücklich gewählt zu nennen, möchte ich mich ebenfalls bedenken, ja ich finde fast, daß es mit der Zeit herzlich ermüdend auf mich wirkt. Endlich war es mir

---

[1]) Wo es mir nicht auf die Verszahl einer bestimmten Ausgabe ankommt, citiere ich stets nach Munckers Neudruck.

nicht angenehm zu sehen, daß die Besprechung der zweiten, 1754er Ausgabe des „Renommisten" eigentlich nur aus einer kurzen Inhaltsangabe des „Vorberichts" besteht, doch halte ich mich entschädigt durch die von mir vollkommen geteilte Auseinandersetzung über den moralischen Gehalt des Gedichtes, die Muncker unmittelbar daran zu schließen Gelegenheit nimmt.

Was nun den Neudruck selbst anlangt, so kann ich, wie empfehlenswert derselbe auch besonders seiner Anmerkungen wegen ist, die Frage nicht unterdrücken: warum hat Muncker, wenn er seiner eigenen Angabe nach die 1772er Ausgabe zu Grunde legte, an zwei Stellen die Lesart der 1763er Ausgabe bevorzugt, nämlich Vers 585: „wenn der Mund" für „wie der Mund", Vers 1682: „sieht" für „schaut"? — Daß die Verse durchgezählt sind, ist für den, welcher Citate zu geben beabsichtigt, angenehm und erwünscht — aber warum denn citiert Muncker nicht selber nach seiner Ausgabe, sondern nach den Verszahlen innerhalb der einzelnen Gesänge, z. B. III, 195 statt 903, IV, 343 statt 1464? Hier mache ich, weil ich es anderswo nicht gut thun kann, auf die Anmerkung Munckers S. 295 aufmerksam: „Die Schöne, von Zachariä indeklinabel gebraucht". Das trifft nicht immer zu; aus mehreren Beispielen dagegen führe ich nur ein einziges an: „Die vier Stufen des weiblichen Alters" II, 102: „Aber sein schmeichelndes Bild schwebt stets der Schönen vor Augen."

Soviel über die Thätigkeit Munckers für Zachariä. Es bleibt dieser Einleitung nun nur noch übrig, auch über meine eigene Arbeit ein Wort der Erklärung zu sagen.

Von den auf Seite 1 angeführten Punkten, derentwegen Zachariä für litterarhistorische Betrachtung von großer Wichtigkeit erscheint, behandelt die vorliegende Arbeit nur den ersten: des Dichters komische Heldengedichte, und zwar diese wiederum nur in ihrem Hauptvertreter, dem „Renommisten". Später hoffe ich auch auf die anderen drei Punkte genauer eingehen zu können.

In der Biographie und bei Vergleichung der einzelnen Ausgaben des „Renommisten" mit einander habe ich geglaubt, so vollständig sein zu müssen, als nur möglich, selbst auf die Gefahr hin, manches scheinbar Überflüssige zu verzeichnen, den Vorwurf der Kleinlichkeit auf mich zu laden. Ich bin der Ansicht, daß der Bio-

graph selbst die kleinsten Züge berücksichtigen muß, denn auch sie werden zur Vollendung seiner Aufgabe dienen: so viel an ihm liegt, den ganzen Menschen zu schildern. Besonders den Charakter abzumalen, werden gerade die feinen, für den äußeren Lebensgang unbedeutenden Einzelheiten am geeignetsten sein. Und wenn ich gewissenhaft die Veränderungen feststellte, welche Zachariä in den späteren Ausgaben seines „Renommisten“ in Bezug auf die sprachliche Technik, die Orthographie, die Interpunktion vornahm, so schien es mir gar nicht unmöglich, damit vielleicht einem späteren Forscher etwa für eine Geschichte des Stils, der Orthographie, der Interpunktion oder für irgend eine ähnliche Arbeit brauchbares Material angesammelt zu haben, ganz abgesehen davon, daß man meiner Ansicht nach vollauf berechtigt ist, selbst aus Kleinigkeiten, wie es Orthographie und Interpunktion ja an und für sich sein mögen, Schlüsse auf den Charakter eines Menschen zu ziehen.

Ursprünglich hatte ich beabsichtigt, als Schlußkapitel der vorliegenden Arbeit eine Vergleichung des „Renommisten“ mit Boileaus „Lutrin“ und Popes „Rape of the Lock“ anzustellen, indessen habe ich einsehen gelernt, daß ich dabei die übrigen Epopöen Zachariäs nicht außer Acht lassen darf, da sie mindestens ebenso viel, das „Schnupftuch“ sogar noch mehr Anlehnungen an die französischen und englischen Muster aufweisen, als der „Renommist“. Hier alle diese Epopöen zu behandeln, wäre ermüdend und meinem Plane zuwider gewesen. Ich werde also den Leser nicht mit einer Menge von Einzelheiten über dieselben überschütten, sondern sie ruhig für mich durcharbeiten und dann nur in einem Aufsatze, der wahrscheinlich in irgend einer wissenschaftlichen Zeitschrift erscheinen wird, eben jenes Verhältnis zu Boileau und Pope darstellen.

Wertvolle Notizen verdanke ich der Güte der Bibliotheksverwaltungen zu Leipzig (Universitäts- und Stadtbibliothek), Dresden, Berlin, Wolfenbüttel, Göttingen, ferner den Herren Dr. Albrecht, Direktor des Martino-Katharineums in Braunschweig (inzwischen †), Dr. Küster, Vorstand der Hamburger Stadtbibliothek, vor allem Dr. Zimmermann, Archivar des Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel. Ihnen allen gebührt an dieser Stelle mein herzlichster Dank!

Was die Quellen betrifft, die ich benutzte, so legte ich naturgemäß den Hauptwert auf Briefe. Es waren mir zugänglich:

1. Durch die Güte des Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Schnorr von Carolsfeld in Dresden: Abschriften von Briefen der Bremer Beiträger nach Originalen aus dem Kestner'schen Nachlaß in Dresden. Darunter von Zachariä: An J. A. Schlegel, Braunschweig, den 30. October 1749; an denselben, Braunschweig, den 26. December 1749; an denselben, Braunschweig, den 1. Februar 1770.
2. Durch das freundliche Entgegenkommen der königl. Universitäts-Bibliothek zu Göttingen: die daselbst liegenden 3 Briefe von und an Zachariä aus der Zeit von 1755 bis 1756.[1])
3. 31 Briefe Zachariäs an Gleim und Gleims an Zachariä aus der Zeit von 1748—1766, befindlich in der Gleim'schen Familienstiftung zu Halberstadt, herausgegeben von Pröhle im „Neuen Jahrbuch für Philologie und Pädagogik", Band 114 und 116.

Daß ich außerdem auch die Briefe bedeutender Zeitgenossen meines Dichters durchsuchte, ist selbstverständlich. Wo ich das eine oder das andere aus ihnen, sowie aus den vielen von mir angesehenen Werken benutzen konnte, habe ich es stets durch ausdrückliches Citat angezeigt, es sei denn, daß ich auf selbständige Weise zu dem gleichen Resultate gelangte, letzteres also als mein gutes, rechtmäßiges Eigentum betrachten durfte. Nur in der Biographie bin ich von diesem Grundsatze abgewichen, um den Gang der Erzählung nicht zu hemmen. Dafür mache ich hier die wenigen Werke namhaft, denen man Berichte über Zachariäs Leben entnehmen kann. Es sind dies:

1. Johann Joachim Eschenburg: Vorwort zu den „Hinterlassenen Schriften" von F. W. Zachariä, 1781.
2. Jördens: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, 1810.
3. C. W. G. Schiller: Braunschweigs schöne Litteratur in den Jahren 1745—1800. — 1845.

---

[1]) Über diese drei werde ich an geeigneter Stelle Näheres angeben.

Kapitel I.

Biographie.

Just Friedrich Wilhelm Zachariä[1]) wurde geboren am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen im thüringischen Fürstentum Schwarzburg und getauft am 11. des Monats. Sein Vater war der fürstlich Schwarzburgische Kammersekretär und Regierungsadvokat Friedrich Siegmund Zachariä, der gleichzeitig das Amt eines Gerichtsdirektors zu Ichstedt und Borxleben versah, seine Mutter Martha Elisabeth, geb. Müller, die Tochter eines Frankenhausener Registrators beim Konsistorium und der fürstlichen Regierung. Ersterer, ein offener Kopf, war als heiterer Gelegenheitsdichter in den geselligen Kreisen der Nachbarschaft sehr beliebt, und von ihm erbte der Sohn jene anmutende, von seinen Freunden stets so gern hervorgehobene Geschicklichkeit, sich im Umgang durch ein freimütig offenes, ungezwungenes, aber dabei doch stets feines, elegantes Benehmen sofort die Neigung Aller zu erobern, sofort den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft zu bilden, vor allem aber — unterstützt durch thätige Munterkeit des Geistes und lebhafte Phantasie — die Lust am poetischen Schaffen. Wo Zachariä in der „Nacht" aufs tiefste beklagt, beim Tode seines Vaters nicht anwesend gewesen zu sein, rühmt er in herzlicher Dankbarkeit, daß dieser ihm schon in die kindische Hand die Leier gelegt, daß er den Tönen gütig gelauscht habe, welche der Knabe ihm sang, ja daß er ihnen sogar seinen Beifall gespendet. Diese frühe Begierde, zu dichten, äußerte sich — allerdings zunächst kaum beachtet — bereits in seinen Schülerjahren. Unter Rektor Borck, Konrektor Jäger und Subkonrektor Tebel besuchte er die fürstliche Landesschule seiner Vaterstadt, bis er sich am

---

[1]) Der Dichter schreibt sich stets: Zachariä, niemals, wie man so oft in neueren Werken fälschlicher Weise geschrieben sieht: Zachariae.

22. Mai 1743 als Mitglied der Meißnischen Nation in Leipzig immatrikulieren ließ, um sich dem Wunsche seines Vaters gemäß dem Studium beider Rechte zu widmen. Allein im Anfang lag ihm daran, das ungebundene Leben der hohen Schule in vollen Zügen zu genießen, und sein Enkel Justus erzählt im poetischen Vorwort zu seiner Neuausgabe des „Renommisten" (1840), daß er bei manchem Gelage den Vorsitz geführt und einen kräftigen Ziegenhainer als Waffe getragen. Sehr bald auch lenkte ihn von dem starren Formelsystem der Jurisprudenz eine immer mächtiger werdende Neigung zu den schönen Wissenschaften hinüber, und wenn man erwägt, daß seit und durch Gottsched Leipzig den Ruf einer litterarischen Hauptstadt genoß, so scheint das bei einem Charakter, so lebhaft, so allem, was künstlerisch und schön hieß, zugethan, wie der des Studenten Zachariä, mindestens sehr leicht erklärlich. — Gleich im ersten Jahre seiner Studien, vermutlich gleichzeitig mit seinem vertrauten Freunde Gärtner, lernte der Diktator Gottsched den fähigen Jüngling aus einigen Produkten seines Geistes von einer vorteilhaften Seite kennen und wandte ihm seine volle Gunst zu. Jedenfalls gehörte Zachariä, wie z. B. auch J. E. Schlegel und die meisten der späteren Bremer Beiträger Gottscheds freier Rednergesellschaft an, aber viel wichtiger für ihn und seine spätere Thätigkeit war es, daß sein Lehrer es unternahm, an seinem Erstlingswerke größeren Umfangs Patenstelle zu vertreten, seinen „Renommisten" Januar bis Juni 1744 in Schwabes „Belustigungen" einrücken zu lassen. Diese standen vollkommen unter der Botmäßigkeit Gottscheds und waren besonders geeignet, gerade hier den „Renommisten" zum Abdruck zu bringen, brachten doch die deutschen Monatsschriften vor und neben den „Belustigungen" eigentlich nur Auszüge und Nachrichten aus allerhand alten und neuen Büchern, oder erzählten die Geschichte und Begebenheiten der Reiche, Staaten und Länder in der Welt, während die wenigen, die auch dichterische und wissenschaftliche Produkte enthielten, teils lateinisch abgefaßt waren, teils von deutschen nur kritische und theoretische Untersuchungen, fast nie aber praktische Proben aus der deutschen Kunst boten.[1]) Zudem hoben ja die „Belustigungen" ganz ausdrücklich hervor, daß sie „den Nach-

---

[1]) Vorrede zu den „Belustigungen" von 1741, S. 3 u. 4.

ahmungen sowohl alter als neuer Sachen einen Raum verstatten wollten," wie sie selbst „mit dieser Art von Monatschrift den Franzosen und Engländern nachahmten." Und auch Zachariä nahm sich ja gerade in seinem „Renommisten" je einen Franzosen und Engländer zum Vorbild.

Kurze Zeit jedoch, nachdem der „Renommist" in den „Belustigungen" erschienen war, trat ein Bruch zwischen den Begabteren unter den Anhängern Gottscheds und diesem selbst ein. Eine originelle Illustration erhält dieser Vorgang z. B. durch einen Brief Schwabes an Gottsched vom 4. Juli 1744. Gottsched hatte durch sein Faktotum Schwabe, als er selbst gerade mit seiner Gemahlin in Preußen reiste, einen Preis ausgesetzt, allein keiner der jungen Leipziger Dichter bewarb sich darum, jeder suchte und fand Ausflüchte, Zachariä beispielsweise hatte vorgegeben „viele Collegia abwarten" zu müssen. Er neben Gärtner als einer der Ersten, machte dem früheren Meister eine förmliche, kühle Verbeugung, sie entzogen den „Belustigungen" ihre Mitarbeiterschaft und gründeten eine neue, selbständige Zeitschrift, die „Bremer Beiträge" („Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes"), worin sie vor allem den ihnen verhaßten Ton der Polemik vermieden, den Gottscheds Streitigkeiten mit den Schweizern in die „Belustigungen" getragen hatte. In der Gemeinschaft dieser jungen Männer und in besonders engem Verkehr mit Gärtner, Ebert und Schmid genoß Zachariä die beste litterarische Anregung, die ihm damals überhaupt nur zu Teil werden konnte, ganz ungehindert von dem jede freiere Regung der Individualität hemmenden Gängelbande, das er bis dahin mit sich herumtrug. Mehr und mehr wandten sich die jungen Männer dem außerordentlichen Professor der Mathematik, Kästner, zu, der mit einer auserlesenen Anzahl Studenten ein Disputatorium abhielt, an welchem sich unter anderen auch Mylius und die beiden Schlegel beteiligten. Hier traf Zachariä zum ersten Male mit Lessing zusammen, der Michaelis 1746 nach Leipzig gekommen war, aber sehr bald aus der Gesellschaft austrat. Fast zu gleicher Zeit schied Zachariä aus dem Disputatorium aus, um Leipzig zu verlassen und für kurze Zeit zum Besuche seiner Eltern nach Frankenhausen zurückzukehren.

Jetzt schon zeigte sich seine später immer deutlicher hervortretende Neigung zur Musik, indem er während des halben Jahres, welches

er in Frankenhausen zubrachte, beim Organisten Wagner den Generalbaß studierte. Dieser Unterricht hatte den guten Erfolg, daß Zachariä bereits ein Jahr nachher selber zu componieren versuchte. Später in Braunschweig lebte er in täglichem, freundschaftlichem Verkehr mit dem Kapellmeister Friedrich Gottlob Fleischer, dem er in der „Ode an Herrn Fleischer, einen Virtuosen auf dem Klavier" ein ehrenvolles Denkmal setzte und im „Schnupftuch" und den „Tageszeiten" huldigte. Er war es, der dem Dichter im Klavierspiel sich vervollkommnen half und auch auf die „Sammlung einiger musikalischen Versuche" (1760) wird er nicht ohne Einfluß geblieben sein, Compositionen, die Zachariä zu eigenen Texten geschrieben hatte und von denen Goethe in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, daß er sie sechs Jahre nach ihrem Erscheinen mit Käthchen Schönkopf in Leipzig gern und oftmals gesungen. Für Fleischer verwandte sich Zachariä in der liebenswürdigsten Weise in seinem Briefe vom 28. April 1757 an Gleim, indem er den Halberstädter Freund dringend ersuchte, etwas Geld für Fleischer zu senden. Dieser hatte nämlich an Gleim den zweiten Teil seiner von ihm componierten „Oden" mit einer höflichen Widmung geschickt, und diesen Umstand eben sollte Gleim benutzen, um den hilfsbedürftigen Virtuosen zu unterstützen. — Als Zachariä im Sommer oder Herbst 1757 wieder einmal, wie er so gern pflegte, in Schweckhausen einige Tage verbrachte, ist er nach seinem Briefe an Gleim, Braunschweig den 23. November 1757, „ein bloßer Componist gewesen" und hat „nichts weiter gemacht, als Clavierstücke, Arien, Menuette, alles für die Frl. Spiegel", und in Marpurgs „Beiträgen zur Aufnahme der Musik", Teil III, S. 71 fg. findet sich ein launiger Brief Zachariäs über das musikalische Ausschreiben, der seiner Offenherzigkeit Ehre macht. Regen Anteil nahm er ferner an den größeren musikalischen Unterhaltungen, die — verbunden mit den sogenannten Conversationen — bis zum Jahre 1768 allwöchentlich unter des Hofmusikus Weinholz Leitung am Carolinum abgehalten wurden, und als nach Zachariäs Tode Eschenburg mit der Sichtung des litterarischen Nachlasses betraut wurde, entdeckte er darunter auch ein langes Schreiben an eine Dame über die französische Musik, das allerdings nur „bekannte und von Rousseau nachdrücklicher gesagte Wahrheiten" enthielt. Auf dem Umschlage las man „Musikalische Briefe" — ein Beweis, daß

er deren mehr schreiben wollte. Auch aus seinen Dichtungen, und hier sogar am allerdeutlichsten, erkennen wir seine große Liebe zu Frau Musika, besonders aus den „Oden". Da werden die Sängerinnen Pompeati und Colizzi gefeiert, da werden dem Klavier drei, der Orgel und der Geige je eine besondere Ode gewidmet. Im „Schnupftuch", IV Gesang, rühmt er den Componisten Graun, in den „Verwandlungen" steht eine Apostrophe an die „mächtige Musik", im „Abend" werden zusammenfassend alle die Musiker aufgeführt, die Zachariä besonders hochstellte, außer den schon Genannten Namen wie: Hasse, Telemann, Bach, Matheson, Wagenseil, Sack, Richelmann, Benda, Quanz, Ried, Schafrath, Hertel, Schale und Kunz. —

Nachdem sich Zachariä in Frankenhausen genügend erholt hatte, ließ er sich am 12. Mai 1747 als Student der Rechte in Göttingen eintragen, allein er beschäftigte sich abermals fast ausschließlich mit schönwissenschaftlichen Arbeiten, hat sogar vielleicht eine Zeit lang an der Redaktion der „Bremer Beiträge" Anteil gehabt. In Göttingen herrschten damals ungemein lebhafte englische Sympathieen, denn laut Parlamentsbeschluß vom 23. Juni 1701 bestieg Georg I. beim Tode der Königin Anna (1714) den englischen Thron, verband durch Personalunion Großbritannien mit dem deutschen Kurlande Hannover, und London that alles, um Göttingen zu verhätscheln. Ich glaube, dies wird nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung und Fortbildung des „Renommisten" geblieben sein: Zachariä wird vermutlich erst jetzt den „Lockenraub" im Originale kennen gelernt haben. Hier in Göttingen wurde er sehr befreundet mit dem Rate Claproth, der ihn — als derzeitiger Senior — in die „deutsche Gesellschaft" aufnahm. Auch mit seinem Altersgenossen, dem Freiherrn Friedrich Eberhard von Gemmingen verkehrte er täglich und schloß mit ihm eine Jahrzehnte dauernde Freundschaft, die nur durch seine eigene Taktlosigkeit gestört werden sollte.[1])

Von Göttingen aus wurde er 1748 als öffentlicher herzoglicher Hofmeister an das Collegium Carolinum in Braunschweig berufen. Dieses war ein sogenanntes „gymnasium illustre", das erste Beispiel, daß sich deutsche Fürsten in so hervorragender Weise um die Erziehung ihrer Unterthanen bekümmerten, und um seine 1745 er-

---

[1]) Vgl. Anhang 1.

folgte Gründung hatte sich besonders der Erzieher des Erbprinzen, Hofprediger Jerusalem, seit 1724 Schüler Gottscheds und übrigens Vater des durch Goethes „Werther" unsterblich gewordenen, jungen Selbstmörders Jerusalem, verdient gemacht. Er hatte die für das Carolinum nötigen Lehrkräfte mit besonderer Vorliebe aus dem Mitarbeiterkreise der „Bremer Beiträge" entnommen. Zunächst kam Gärtner nach Braunschweig, auf dessen Empfehlung 1748 Ebert und gleich darauf — am 18. April 1748 — auch Zachariä. Dieser fand hier alles, was er brauchte, um sich wohl zu befinden. Er hatte hier seine vertrautesten Freunde als Berufsgenossen um sich und genoß die Achtung seiner Vorgesetzten sowohl, wie die Liebe und Verehrung seiner Zöglinge in reichstem Maße. Von letzteren sind zu erwähnen der spätere königlich preußische Staatsminister und Curator der Universitäten, Freiherr von Zedlitz, dem im III. Buche der „Oden" ein Denkmal gesetzt ist, ferner der spätere markgräflich bayreuthische Kammerherr und Oberforstmeister Freiherr von Spiegel, der in seinem siebenzehnten Lebensjahre verstorbene junge Herr von Lucke, von dessen Gedichten Zachariä 1767 eine Ausgabe besorgte,[1]) endlich ein „Yorkschierer" namens Shore, der den Helden der „Lagosiade" abgab. In seiner Eigenschaft als Hofmeister hatte Zachariä die Aufsicht über das aus vierzig Zöglingen bestehende Alumnat zu führen, hatte den Unterhaltungen seiner Schüler beizuwohnen, die nach der „Lagosiade" in Billardspiel, Tanzen, Federballspiel, Fechten und Lustwandeln bestanden. Mit seinen jungen Leuten wird er den nahen Nußberg wohl öfters besucht haben („Lagosiade" II), mit ihnen, oder allein auch „die hohe Rotunde" der Wolfenbüttler Bibliothek („Der Mittag") und das herzogliche Lustschloß Salzdahlum („Der Mittag"), das in seiner berühmten Bildersammlung unter anderem den „opfernden Abraham" von Lievens, die „Diana" von Rubens, die „Eva" von van der Werft als kostbare Schätze barg. Von dieser Bildersammlung für Sulzer ein Verzeichnis sich zu verschaffen, war nach einem Briefe an Gleim vom 20. Februar 1757 ein eifriger Wunsch des Dichters.

[1]) Olint und Sophronia, ein Gedicht in drey Gesängen; nebst einem Anhange einiger anderer Gedichte. Zum Druck befördert von F. W. Zachariä, Braunschweig, 1767.

Ein Jahr, nachdem die „Scherzhaften Epischen Poesien" zum ersten Male erschienen waren, 1755, erfolgte der erste litterarische Angriff gegen Zachariä. Der Verfasser des „Gnissel" (Lessing) erließ ein „episches Gedicht", betitelt „Der Sieg des Mischmaschs", welches Zachariä arg mitnahm, weil er sich — vom Alexandriner abschwenkend – in seinen späteren Epopöen, und zwar zuerst im „Phaeton", des Hexameters bediente. Allein die kleine Schmähschrift ging spurlos vorüber, und am 30. Januar 1761 erhielt der Dichter den Beweis, daß sie bei seinen Vorgesetzten nicht den mindesten Eindruck hinterlassen hatte, indem er zum ordentlichen Professor der Dichtkunst und der schönen Wissenschaften am Carolinum befördert wurde. Er hatte in dieser seiner neuen Stellung, die ihn zehn Stunden in der Woche auf das Katheder rief, über die Theorie der schönen Wissenschaften nach Batteux, über Mythologie nach Pomey und Gautruche, über Encyclopädie der schönen Wissenschaften nach Sulzer, über Litteraturgeschichte und Aesthetik nach Büsching zu lesen; außerdem hielt er mit einigen für die Dichtkunst veranlagten Schülern praktische poetische Übungen ab. Sein Amt, das ihm im Anfang 400 Thaler eintrug, wurde noch bei weitem angenehmer, als 1774 die Gehälter der Professoren erhöht und die Bestimmungen des Lehrplans verbessert wurden. —

Auf die beiden Jahre 1755 und 1756 verteilt sich ein interessanter Briefwechsel Zachariäs mit Michaelis, dem berühmten Göttinger Professor der orientalischen Sprachen († 1791).[1]) In dem ersten dieser Briefe bedankt sich Michaelis bei Zachariä für Übersendung der „Tageszeiten", die eben erst in Rostock ans Licht getreten waren, und bekennt, daß sie ihm ausnehmend gefallen haben, obwohl er sich mit der Wahl des Hexameters nicht befreunden kann. Der deutsche Hexameter, sagt er, habe eine „zweideutige Scansion",

---

[1]) Die Briefe sind enthalten in Cod. mss. Mich(aelis) 330, Bd. XI, Bl. 386 bis 401 auf der Göttinger Universitätsbibliothek, und sind die folgenden:

1) Bl. 398—401; Copie eines Briefes von Michaelis an Zachariä, Göttingen, den 4. December 1755.

2) Bl. 386—395; Zachariäs Antwort auf 1.), Braunschweig, den 14. December 1755.

3) Bl. 396—397. Zachariä an Michaelis, Braunschweig, den 25. November 1756.

weil die deutsche Sprache zu viel „zweideutige Silben“ empfangen habe. Zweitens finde er, daß die Dichter bei Anwendung des Hexameters mehr als bei irgend einer anderen Versart geneigt seien, von einander abzuschreiben, Wendungen wie z. B. „blühende Tochter“ oder „lächelt ihm Muth“ einer vom anderen zu entlehnen, weil sie sich zufällig gut in den Gang des Hexameters fügten. In demselben Briefe tadelt er auch den Gebrauch von Fremdwörtern an den „Tageszeiten“, die er nur in „familiären Gesprächen“ oder scherzhaften Gedichten gelten lassen will.

In seiner Antwort hierauf bedankt sich Zachariä zunächst für das seinen „Tageszeiten“ gespendete Lob und ehrt die Aufrichtigkeit Michaelis' im Tadel. Bestrebt, den Hexameter zu verteidigen, behauptet er, wenn die Dichter nur Obacht geben und immer genügende Selbstkritik üben wollten, dann würden sie schon lernen, die zweideutigen Silben entweder ganz zu vermeiden, oder in eine Verbindung zu bringen, bei der man über ihre Quantität nicht in Zweifel sein könnte. Ebenfalls nur an den Dichtern selbst liege auch das Ausschreiben; Gellert und Rabener hätten ja bewiesen, wie gern die Poeten auch aus gereimten Gedichten entlehnten, nur falle der Borg beim Hexameter deshalb mehr auf, weil diese Versart noch wenig erst angewandt sei, man also mit Leichtigkeit die Stellen ausspüren könne, bei denen eine Anleihe gemacht wurde. Für ernste Heldengedichte hält Zachariä den Hexameter, dem es übrigens auch erlaubt sein muß, für Spondäen Trochäen einzusetzen, am besten geeignet. Dagegen zieht er für die meisten anderen Stoffe den Alexandriner vor, und zwar am liebsten gereimt. Lehrgedichte, kleine, scherzhafte Oden und Fabeln können den Reim unter keiner Bedingung vermissen. Immerhin muß er bekennen: „Der Alexandriner hat eine Monotonie, die unausstehlich wird, hauptsächlich, da jeder Vers immer ganz gewiß in der Mitte den Abschnitt und also nicht die geringste Abwechselung hat.“ Über den Gebrauch von Fremdwörtern fällt er das Urteil, daß sie zwar als eine Bereicherung der deutschen Sprache angesehen werden können, er persönlich jedoch nur dann zu ihnen greifen will, wenn er dafür keinen deutschen Ausdruck zu finden vermag. —

Am 1. Januar 1761 erweitert sich die Thätigkeit Zachariäs um ein bedeutendes: der Gelehrte wird nebenbei Journalist! Zu-

gleich mit der Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des fürstlichen Waisenhauses wurde ihm von der Regierung auch die Obhut über die „Braunschweiger Intelligenzblätter" und über die mit letzteren regelmäßig zu gleicher Zeit erscheinenden, gemeinnützige Aufsätze aller Art enthaltenden „Gelehrten Beyträge"[1]) übertraut. Wie er am 6. Januar 1761 von Braunschweig aus an Gleim schreibt, hat Zachariä sofort eine große Veränderung mit den „Intelligenzblättern" vorgenommen. Die erste von ihm besorgte Nummer erschien Sonnabend den 3. Januar, mit ihr zugleich eine „Nachricht an das Publicum von einigen Veränderungen in dem gelehrten Artikel dieser Anzeigen". Auf Zachariäs Bitte versprach Gleim, als Mitarbeiter beizutreten und in demselben Briefe, worin er dies zusagt, empfiehlt er dem Freunde, in der Waisenhaus-Buchdruckerei „alle Autores classicos, die deutschen meine ich, wenn wir welche haben, sauber und mit lateinischen Lettern drucken (zu) lassen." Als am 28. November 1769 die verwitwete Markgräfin von Bayreuth in Gesellschaft der braunschweigischen Fürstlichkeiten die Buchdruckerei in Augenschein nahm, hatte Zachariä unter die Presse, an welcher man der hohen Frau den Mechanismus des Druckens erklärte, eine Reihe Verse setzen lassen, die, als man nun den ersten Abzug machte, der Fürstin eine Huldigung darbrachten, wodurch diese freudig überrascht wurde.

Zachariä muß die Leitung der „Intelligenzblätter" und der „Gelehrten Beyträge" zu größter Zufriedenheit geführt haben, denn seit 1768 übertrug man ihm auch die Redaktion der „Neuen braun-

---

[1]) Zachariä selbst steuerte folgende Artikel (in Prosa und Versen) bei:
Stück 1: Betrachtungen bey dem Anfange des 1761er Jahres.
„ 2: Gebet um Frieden.
„ 8: Von der politischen Partheisucht.
„ 11: Empfindungen christlicher Dankbarkeit.
„ 19: Ein Traum vom menschlichen Leben.
„ 20: Von der Eitelkeit.
„ 23: Der Tod des Erlösers, als der kräftigste Bewegungsgrund zu einem gottseligen Leben.
„ 29, 30: Von der wenigen Übereinstimmung unseres Lebens mit den Vorschriften unserer Religion.
„ 37: Vom Frühling.

schweigischen Zeitung". Dies war ein politisches Blatt, aber Zachariä verfaßte selbst nur eine Menge von Beurteilungen neu erschienener Schriften, die sich zwar nicht durch kritische Schärfe, aber durch Wohlwollen und Gerechtigkeit auszeichnen.

In diese Periode seines Lebens und seiner Thätigkeit fallen zwei Bekanntschaften, die beide weniger mit dem Menschen, als mit dem Journalisten Zachariä angeknüpft worden zu sein scheinen. Am 18. December 1762 schreibt Hamann in seiner seltsam dunklen Weise an seinen Freund J. G. Lindner in Riga: „Ich habe kein Herz gehabt, an diesen Mann (Zachariä) zu schreiben, weil hier die christliche Liebe oder die alten Louisdor Schleichwaare sind", aber am 3. October 1764 meldet er, „den Herrn Prof. Zachariä habe ich daselbst (Braunschweig) kennen gelernt." Boie, der Herausgeber des Göttinger Musen-Almanachs hat, als er 1770 mit Zachariä in Verkehr trat, sicher nur litterarische Zwecke verfolgt.

Ganz anders dagegen stellte sich Zachariä zu Lessing, der schon von Hamburg aus die Briefe über den von ihm entdeckten Scultetus an unseren Dichter gerichtet hatte. Als er dann 1770 nach Wolfenbüttel gekommen war, schloß er sofort eine vertraute Freundschaft mit Zachariä, schrieb an seine Braut Eva König, sein „ganzes Schwirren" bestehe nur darin, dann und wann mit Zachariä ein Glas Punsch zu trinken, und brachte in launiger Weise für seinen Freund den Namen „Punschapostel" mit der „Walfischgesundheit" auf, den auch Heinse in einem Briefe an Gleim vom 2. April 1774 gebraucht. Besonders häufig trafen sich die beiden auf dem halbwegs zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel gelegenen Weghause. Hier fand auch am 6. Januar 1773 Zachariäs Hochzeit statt, von der ein Bericht Lessings an Eva König zu rühmen weiß, daß sie sehr lustig verlaufen sei, und daß kein Mensch zu Bette gegangen, als nur das Brautpaar. Das Mädchen, mit welchem sich Zachariä vermählte, war Henriette Wegener; er kannte sie lange schon und hatte lange und gewissenhaft geprüft. Sie besaß einen lebhaften Gesichtsausdruck, konnte munter und witzig sein und erfreute ihren Gatten durch musikalische Talente. Überhaupt lebte Zachariä mit ihr sehr glücklich, wie man aus dem am 13. März 1774 (Henriettens Geburtstag) entstandenen Gedichte „An meine Henriette" erkennt. Gleim schickte der Braut als Hochzeitsgeschenk einen Fächer,

und ein unbekannter Mitarbeiter (S—t) ließ 1774 in den „Leipziger Almanach der deutschen Musen“ auf S. 43 ein vollkommen anakreontisches Gedicht einrücken: „Beylage zu einem Fächer, den Herr Gleim der Braut des Herrn Zachariä zum Hochzeitsgeschenke schickte.“ Und noch ein anderes litterarisches Produkt brachte diese Hochzeit hervor. In den „Hinterlassenen Schriften“ Zachariäs steht es S. 57 unter der Überschrift: „Ein Kind der Flora bey Überreichung einiger Blumen an das Brautpaar und die Gäste bey der Hochzeit des Verfassers.“ Vielleicht — aber auch nur vielleicht! — wurde dieses Gedicht von einem Hochzeitsgaste geliefert, und Eschenburg hat es irrtümlicher Weise mit in Zachariäs Werke aufgenommen, weil es ihm in einer Abschrift des Dichters vorlag. Zum mindesten wäre es seltsam, wenn der Bräutigam sich und seine Braut selber andichtete, wie hier geschieht.

Henriette Wegener war übrigens nicht die erste, die Zachariäs Herz gewonnen hatte. Aus den beiden Briefen an J. E. Schlegel vom 30. October und 26. Dezember 1749 erhellt, daß er vorher zwei andere liebte: eine „Phyllis“, die näher zu bestimmen unmöglich ist (man könnte höchstens auf eine der Fräulein Spiegel raten), dann 1748/49 Johanna Cruse aus Gerdau, Gisekes nachmalige Frau, die unter dem Namen Lucinde oder Selin(d)e in seinen Oden und Liedern lebt. Auf sie bezieht sich die „Ode an Lucinden“, die Zachariä mit dem ersten der beiden Briefe an Schlegel abgehen läßt, und ein ständiger Briefwechsel mit ihr bestärkte seine Neigung. Ostern 1750 hat sie ihn sogar einmal in Begleitung ihrer Schwester besucht.

Aber diese beiden Liebschaften scheinen nur vorübergehende, harmlose Plänkeleien gewesen zu sein, und erst Henriette verstand es, den Dichter für immer zu fesseln. Es war eine glückliche Schickung für ihn, daß sie so treu für ihn sorgte, denn es sollte nun eine Leidenszeit für ihn beginnen, in welcher ihm nur seine Gattin helfend und tröstend zur Seite stehen konnte.

Wahrscheinlich fühlte Zachariä schon 1774, daß er nicht mehr im Stande sei, alle seine Geschäfte mit der alten Kraft zu versorgen, denn er legte in diesem Jahre die dreifache Aufsicht über die Buchhandlung des Waisenhauses, die „Intelligenzblätter“ und die „Neue braunschweigische Zeitung“ freiwillig nieder, eine Stel-

lung, die von nun an A. Remer, Professor der Geschichte am Carolinum, bekleidete. Dafür erhielt Zachariä 1775 das Kanonikat des St. Cyriaksstiftes in Braunschweig, das früher der Geheimrat von Schliestadt innegehabt hatte.

1775 begann Zachariäs Gesundheit ernstlich erschüttert zu werden: ein anhaltendes hektisches Fieber, nur zeitweilig nachlassend, stellte sich ein. Im Sommer 1776 sollte ihm eine Reise nach Pyrmont und der Gebrauch des Brunnens Linderung bringen. Hier, in dem „beglückten Thale" war es sein Vergnügen, „sich einmal vom Kerker finst'rer Stadt entfernt zu sehen, los von der Sorgen Last, fern von erstickender Geschäfte Schwarm, die mich umringt und der beklemmten Brust schon lange frey zu atmen untersagt." Die „Einsiedeley" war sein Lieblingsaufenthalt, die Auszeichnungen, welche ihm der Fürst von Waldeck zu Teil werden ließ, behagten und schmeichelten ihm, ja er gefiel sich überhaupt so gut in Pyrmont, daß er den Vorsatz faßte, ihm zu Ehren ein größeres scherzhaftes Gedicht „Pyrmont-Elysium" zu verfassen. In der froh gestimmten Einleitung des ersten Gesanges, zu welcher ihn eine scheinbare Genesung verlockte, wandte er sich an einen seiner würdigsten und vertrautesten Freunde, den Kammerherrn von Kuntzsch,[1]) um ein Gerücht zu widerlegen, welches jenen auf seinen sächsischen Gütern erreicht hatte: Zachariä sei gestorben. Dieses Bruchstück ist Zachariäs letzte dichterische Arbeit und von ihm noch kurz vor seinem Tode mit zitternder Hand abgeschrieben.

Mit dem Beginne des Herbstes siedelte der kranke Dichter wieder nach Braunschweig über, aber im November verschlimmerten sich seine Leiden immer mehr und mehr: ein offener Beinschaden, die Folge von großer Säfteverderbnis, widerstand allen Versuchen seiner beiden Ärzte. Nur von Zeit zu Zeit trat eine kleine Wendung zum Guten ein, sodaß z. B. am 20. November 1776 Gleim an Jacobi schreiben konnte, er hätte durch den Erbprinzen von einer Besserung gehört, allein sehr bald trat noch eine mit Auszehrung verbundene Wassersucht hinzu, und am 30. Januar 1777 brachte eine Reihe peinlicher Leiden dem kranken Dichter den Tod. Seine letzten Worte,

---

[1]) Ihm ist eine Ode „bey seiner Vermählung mit dem Fräulein von Düring, den 28. May 1773" gewidmet.

im Fieber ausgestoßen, sollen gewesen sein: „Da fahr' ich hin! Wo fahr' ich hin? Das weiß ich nicht!"

Sein Begräbnis fand unter zahlreicher Beteiligung statt; auf dem Gottesacker der Katharinengemeinde ruht er neben seinem kurz vorher verschiedenen Freunde, dem Kammerrat Oeder. Das Grabmal aus blankenburgischem Marmor ist von seiner Witwe gesetzt worden und trägt — seiner eigenen Ode: „Die Begräbnisse" entnommen — folgende Inschrift:

Ruhet nun sanft, o ihr entschlafnen Gebeine!
Moder und Staub wird euch nur herrlicher machen.
Herrlicher noch sollt ihr die zärtlichen Freunde
Und die Geliebte sehn!

Gleim ließ eine Klage über Zachariäs Tod drucken und schickte sie an die Witwe des verstorbenen Freundes. Diese ehrte ihn dafür durch die Übersendung eines Exemplars der „Hinterlassenen Schriften." —

Während seiner Braunschweiger Zeit ist Zachariä nicht eben häufig aus der gewohnten Umgebung gekommen. Nur eine Stelle im „Mittag" ließe sich vielleicht dahin auslegen, daß er Rhein, Main, Weser, Elbe und die Stadt Hamburg besucht habe. Dazu kommt ein längerer Aufenthalt in Leipzig, der in die Osterzeit 1767 fällt, und von dem Goethe im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit" erzählt: „Zachariä ließ sich's einige Wochen bei uns gefallen, und speiste, durch seinen Bruder eingeleitet, mit uns an einem Tische." Dieser Bruder war jünger als der Dichter und 1767 in Leipzig als Hofmeister thätig. Zachariä hatte sich seiner bisher immer brüderlich angenommen. Am 19. April 1756 hatte er ihn an Gleim empfohlen und den Wunsch ausgesprochen, ihm durch den Domdechant Spiegel in Halberstadt ein Stipendium auszuwirken, und am 25. November 1756 bittet er Michaelis in Göttingen, den jungen Studenten freundlich zu empfangen, der seinen Brief überbringt. — Wie sehr Goethe von diesem Besuche Zachariäs in Leipzig entzückt war, kann man aus seiner Ode „An Zachariae" (Weimarer Ausgabe, Bd. 2, S. 149) sehen, die eine große und ungeheuchelte, wenn auch nur vorübergehende Begeisterung für den „Liebling der Musen" ausdrückt — Ferner führte den Dichter in den 50er Jahren ein kleiner Ausflug mitten im November unter Schnee und Sturm in

den Harz.[1]) Nach der „Hercynia“ führte ihn sein Weg über Goslar nach dem Dorotheenschacht, den Puchwerken, dem Clausthal und wieder über Goslar zurück nach Braunschweig. Wer der ihn begleitende „Hylas“ gewesen, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen; vielleicht könnte man am besten auf Giseke raten, wenn man die folgende Stelle des „Abends“ herbeizieht: „Mit dir, Giseke, war mir im Harz ein längerer Abend . . . nicht zuwider“. — Von Zeit zu Zeit ritt Zachariä einmal zum Besuche Gleims nach Halberstadt hinüber, z. B. war er sicher am 3. Februar 1756 in dieser Stadt, und im Frühling oder Sommer liebte er es, wenigstens bis zu seiner Verheiratung, einige Wochen in Schweckhausen zuzubringen, wo er sich mit den Fräulein von Spiegel zu treffen pflegte, so Juli 1756, April 1759 u. s. f.

Das sind die wenigen Fälle, wo wir Zachariä Braunschweig verlassen sehen; die ganzen 29 Jahre seines dortigen Aufenthaltes hat er im übrigen immer daheim zugebracht. Allein was hätte ihn auch in die Ferne treiben sollen, wo doch alles zusammentraf, ihm den Aufenthalt zu versüßen? Der Hof war ihm überaus gnädig gesinnt. Nach einem Briefe an Gleim vom 5. Juni 1760 überbrachte er jedem der Prinzen Georg, August und Friedrich Wilhelm ein Exemplar von Gleims Versifikation des „Philotas“. Durch den Verkehr am Hofe lernte er auch viele Ausländer, besonders Franzosen, kennen, z. B. 1773 den Herrn Lacault, Professor an der Kriegsschule in Paris, dem er ein Exemplar seiner „Poetischen Schriften“ verehrte Vor allem aber waren es Giseke, Ebert, Gärtner und Eschenburg, mit denen er am meisten und liebsten verkehrte. Giseke, welcher „der furchtsamen Leyer oft zu singen gebot“, wird im „Mittag“ und in der Ode „Der Religionseifer“ ein freundschaftliches Denkmal errichtet. Ebert sind die „Nacht“ und drei Oden gewidmet, Gärtner der „Morgen“ und eine Ode des V. Buches. Letzteren nennt Zachariä in seinem Briefe an J. E. Schlegel vom 30. October 1749 „den Besten unter uns“, ihm kann er sein „Hertz ausschütten“, ihm und Ebert liest er seine Oden vor und ändert willig,

---

[1]) Diesen liebte er sehr. In den „Verwandlungen“ II gedenkt er der Harzsage vom „wüthenden Heer“, und eine besondere Ode trägt den Namen dieses Gebirges.

was ihnen nicht gut scheint. Für Gärtners Hochzeit hat er folgenden Plan entworfen. Der Freund hat ihm gestanden, „daß es ihm bey der Gelegenheit nicht gleichgültig seyn würde, wenn seine Freunde den Tag ewig machen wollten, der ihn so vollkommen glücklich macht.“ Zachariä unterbreitet Schlegel also den Vorschlag, alle Freunde — Gellert, Hagedorn, Gleim, Rabener inbegriffen — sollten jeder irgend eine Kleinigkeit, ob Verse, ob Briefe, ob Abhandlungen, aber sicher auf die Hochzeit bezüglich, aufsetzen, und die Dyk'sche Buchhandlung in Leipzig sollte das Ganze unter dem Titel „Schriften auf eine Hochzeit“ verlegen. Dieser Plan mußte nachher allerdings fallen gelassen werden, weil Cramer die Buchgestalt nicht für neu genug hielt, und erst kürzlich in Hannover Schriften auf eine Hochzeit herausgekommen waren. — Eschenburg, dem vierten der vertrauteren Freunde Zachariäs und seinem Nachfolger in der Professur, wurde das litterarische Erbe des Verstorbenen übergeben. Zachariä selber hatte in seinen letzten Jahren wiederholt von einer neuen Sammlung seiner Werke gesprochen. Das Wenige, was Eschenburg von der Witwe Zachariäs aus dessen Nachlaß anvertraut erhielt, war von dem Dichter selbst zum Teil für diese Ausgabe bestimmt. Aber trotzdem er bei weitem mehr zu finden gehofft hatte, kam Eschenburg der einmal übernommenen Verpflichtung nach und ließ 1781 Zachariäs „Hinterlassene Schriften“, begleitet von einer Lebensbeschreibung, erscheinen. Aus dem ihm vorliegenden handschriftlichen Material sonderte er nur einige Gelegenheitsgedichte aus, darunter auch das musikalische Drama „Die Feste der Thetis.“ Die Entstehungsgeschichte dieses ungedruckten Gedichtes ist die folgende. Anläßlich der Vermählung des Erbprinzen Friedrich von Dänemark mit der Prinzessin Sophie Friederike von Mecklenburg-Schwerin ließen die Schweriner Herrschaften Zachariä durch einen besonderen Boten auffordern, das Gedicht zu verfassen, und so entstand es, man kann sagen: über Nacht. Die in die „Hinterlassenen Schriften“ aufgenommenen Gedichte „An mein Jahrhundert“, „Sehnsucht nach Einsamkeit“ und „Die Schnitter“ sollten eine Reihe ähnlicher Arbeiten beginnen, die unter dem Gesamttitel „Melancholeyen“ zusammengefaßt werden sollten.

An dieser Stelle muß ich auch des unglücklichen, zerfahrenen Meinhard gedenken, zu dessen „Versuchen über den Charakter und

die Werke der besten italienischen Dichter“ (2. Aufl. Braunschweig 1774) Zachariä einen Vorbericht verfaßte (6. April 1774). Er war von Zachariä überredet worden, nach Braunschweig zu kommen, um in großartigem Umfange Übersetzungen zu schreiben, und Zachariä verkehrte sehr gern mit ihm, zumal er durch ihn oft von neuem auf Arbeiten zurückgeführt wurde, die er schon längst mismutig in sein Pult vergraben hatte. 1766 siedelt Meinhard nach Erfurt über und meldet von dort aus am 3. October dem Braunschweiger Freunde seine Ankunft; seitdem entzieht sich sein Verhältnis zu Zachariä unserer Beobachtung.

Auch außerhalb Braunschweigs besaß Zachariä viele und gute Freunde. Da ist allen voran der alte Grenadier Gleim zu erwähnen, der immer von Zeit zu Zeit einmal aus Halberstadt herüber kam, um den Braunschweiger Kreis zu besuchen, und sein Briefwechsel mit unserem Dichter atmet eine wahrhaft erquickende Herzlichkeit und Frische. 1750 kam Klopstock von Quedlinburg aus nach der Welfenstadt Braunschweig und noch 1776 richtete er, wie an seine übrigen Freunde, so auch an Zachariä ein Rundschreiben mit der Bitte, ihm Nachrichten über die Zeit des gemeinsamen Verkehrs zukommen zu lassen, weil er sich der schweren Aufgabe nicht entschlagen könne, sein eigener Biograph zu werden. Mit Gellert und Rabener stand Zachariä in wenig häufigem Briefverkehr; ersteren läßt er am 28. November 1750 durch J. E. Schlegel aufs herzlichste grüßen. Eine Korrespondenz mit dem Rat Riedel in Wien hatte den Zweck, letzterem Nachrichten über das Leben des schon erwähnten Meinhard zu erteilen, um sie für eine Biographie desselben zu verwerten. Am allerwichtigsten aber scheinen mir Zachariäs Briefe an J. E. Schlegel zu sein, die er (siehe die Einleitung!) am 30. October 1749, am 26. December 1749 und am 1. Februar 1770 an jenen gerichtet. Aus ihnen erfahren wir die merkwürdige Thatsache, daß Zachariä, seit er Göttingen verlassen hatte, fast ganz außer Berührung mit den auswärtigen Bremer Beiträgern gekommen war. Er fürchtet nun, daß man ihn nicht mehr unter die Zahl der „wahren Beyträger“ rechnet, ein Umstand, der ihn „recht aufrichtig betrübt“, und als dessen Ursache er nur annehmen kann, daß er die in Leipzig genossene Freundschaft der Beiträger erst jetzt in ihrem vollen Werte erkennt, daß man noch

immer „einen Begriff von ihm haben möchte, der noch gar zu sehr auf die Jahre einer flüchtigen Jugend gegründet wäre," die er mit den Beiträgern „zwar in Leipzig durchlebte, mit denen er aber niemals recht zufrieden sei, weil er jenen ihre unverdiente Freundschaft nicht so vergolten habe, als er sie jetzt vergelten würde." Gärtner, den er zu seinem Glücke in Braunschweig wiedergefunden, auch Ebert und Giseke würden bezeugen können, wie anders man sich ihn jetzt vorstellen müsse, wie „die ganze Welt nichts vor mich ist, und daß mir sonst nichts nicht groß und wünschenswerth scheint, als Eure Freundschaft." Davon auch Schlegel zu überzeugen, ist sein sehnlichster Wunsch. „Aber mein liebster, liebster Schlegel, es ist hier noch kein freundschaftlicher Abend vergangen, an dem ich Sie nicht tausendmahl zu sehn gewünscht hätte; mich deuchtet immer, daß ich nicht eher ruhig seyn kan, als biß ich Sie wieder gesehn habe. Nur eine Stunde möchte ich Sie umarmen, nur eine Stunde möchte ich Ihnen ein Hertz wieder zeigen, das in Ihnen so sehr seinen Lehrer verehrt." Und nun beginnt er, sich die Freundschaft sämtlicher auswärtigen Beiträger aufs dringlichste wieder zu erbitten. Er hofft Schlegel in Begleitung Cramers Ostern 1750 in Braunschweig begrüßen zu können, läßt durch Schlegel „unsern theuresten Cramer einer Hochachtung und Freundschafft" versichern, „die unmöglich jemand mehr vor seine Verdienste und sein großes Hertz haben kan, als ich sie habe," und er „jauchzt, daß Sie (Schlegel) und Cramer so vollkommen glücklich sind, als Sie es verdienen." Er sendet an Schlegel seine „Ode an Lucinden" für die „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge",[1]) dieselbe, welche unter der Überschrift „An Selinen" auch in das I. Buch seiner „Oden" aufgenommen wurde. Ausdrücklich hatte er Abänderungen gestattet, und als nun Schlegel verbessert und für jede seiner Ausstellungen ausführliche Gründe angeführt hat, ist er „ganz verwirrt" durch Schlegels „gar zu große Gütigkeit" und wird es „durchaus nicht zugeben, daß Sie so viel Zeit und so viel Mühe an meinen armen Versen verschwenden." „Mir könnte in der Welt nichts vortheilhafters seyn, und durch Ihre Kritiken lernte ich vielleicht mich einigermaßen recht auszudrücken, aber ehe Sie sich so viel

[1]) 1750, Bd. II, St. 1, S. 1—7.

Mühe geben sollen, so wollte ich lieber allem poetischem Nachruhme entsagen." Gleichwohl nimmt er auch in Zukunft Schlegels Urteil dankbar und mit Freuden an. Auf die Nachricht, man wolle auch seine „Ode auf die (Sängerin) Nikolini" in der „Sammlung vermischter Schriften"[1]) zum Abdruck bringen, schickt er sie sofort in verbesserter Gestalt an Schlegel, dem er noch zum Schlusse versichert: „daß Sie mir kein größeres Vergnügen machen können, als wenn Sie oft und recht lang an mich schreiben, ich habe die Feder sehr gern in der Hand, und ich will Ihnen genug wieder schreiben." —

Nachdem ich im Voraufgehenden den äußeren Lebensgang Zachariäs zu schildern versucht habe, erübrigt nur noch, seine Persönlichkeit, seinen Charakter und was mit diesem zusammenhängt, in kurzen Zügen zu zeichnen.

Zachariäs Äußeres war nach dem Berichte seines Freundes Eschenburg „von vortheilhafter Bildung." Man kennt zwei Darstellungen von ihm. Die erste wurde 1757 von Beckly gemalt und ist unter Nr. 90 im Besitze der Gleimstiftung zu Halberstadt. Die andere stammt aus dem Jahre 1759 und ist ein Kupferstich von F. Kauke, den Könnecke in seinem „Bilderatlas" abgedruckt hat. Diesem durch ein sehr energisches und großes Doppelkinn, durch die scharfgeschnittene Nase mit ihren länglichen Flügeln, den vollen Mund, die hohe Stirn, die großen, von nur spärlichen Brauen überdeckten Augen und die tiefen, characteristisch auftretenden Falten ausgezeichneten Bilde entsprechen die großen, langen, dabei einfachen und deutlichen Züge seiner Handschrift. Schon in seinem behäbigen, gutmütig lebensfrohen Gesicht liegt ein Hinweis auf seinen Charakter. Er selbst behauptet zwar in dem Briefe an Schlegel vom 29. December 1749: „es liegt ein sehr großer Ansatz zum Stolz in mir," aber seine Herzensgüte, frei von aller Selbstsucht, frei von allem Neide ist für ihn bezeichnend, und er selbst sagt das in rührend schlichter Weise in seiner Ode „An Herrn Professor Ebert, als des Herzogs Durchlaucht ihm ein Canonikat geschenkt": „Und Neid, der Hölle Gift auf Erden, Mischt sich bey mir gewiß nicht ein." — Neben der Musik ist es die Natur, die er von ganzer Seele liebt, wie man am schönsten aus den Gedichten „Sehnsucht nach Einsamkeit" und

[1]) Bd. II, St. 1, S. 72 fg.

„Das arkadische Thal" („Göttinger Musen-Almanach" 1772, S. 73) erkennt. Daneben aber lockte ihn nicht weniger der weit materiellere Genuß einer wohlbesetzten Tafel. Es ist bekannt, daß Goethe ihn in „Dichtung und Wahrheit" „einen großen, wohlgestalteten, behäbigen Mann" nennt, „der seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlt"; Justus Zachariä erzählt im Vorworte zu seiner 1840er Ausgabe des „Renommisten": „Aber des Herrn Professors Dukaten Tafelten vollauf Wein und Braten," und fast der ganze erste Gesang des „Phaeton" handelt von nichts, als vom Essen. Eine Zachariä'sche Spezialität war der Punsch. Der III. Gesang der „Lagosiade", die Ode „An Herrn Professor Gärtner" rc. (V. Buch) singen das Lob dieses warmen Getränkes, und nicht unmöglich scheint es zu sein, daß Zachariäs Beispiel Gedichte entstehen ließ wie das „Punschlied" von J. („Göttinger Musen-Almanach" 1772, S. 143), ferner „Scherze und Erzählungen beim Punsch" (1760) oder „Lustiger Zeitvertreib eines Officiers beym .... Punsch und Bischoff" (1770).

Aber diese leiblichen Genüsse wurden dem lebenslustigen Dichter dann erst zu wahren und ganzen, wenn er sich ihrer in heitrer Gesellschaft erfreute. Seine leichte, natürliche Munterkeit, seine willige Teilnahme an Scherzen, seine glückliche und launige Art, zu erzählen, machten ihn stets zur Seele der ganzen Gesellschaft, war es nun draußen auf dem Weghause oder auf dem Parquet in den herzöglichen Galasälen oder im Theater, das er sehr gern und häufig besuchte.

Den Großen dieser Erde gegenüber war Zachariä sehr zuvorkommend und unterthänig, ohne doch in platte Schmeichelei zu verfallen, denn, wie er Gleim ausdrücklich versichert: „Sie wissen, daß Complimente zu machen mein Fehler nicht ist." Gedichte wie: „Ode an Seine hochfürstliche Durchlaucht den Herzog Ferdinand von Braunschweig, am Abend der feyerlichen Beerdigung der Herzogin Frau Mutter entworfen" oder „An die Göttin der Gesundheit. Als sich der Erbprinz im Achner Bade befand" oder „Auf die Vermählung des Königs von Dänemark mit der Königlich großbritannischen Prinzeßinn Carolina Mathildis, den 8. November 1766" („Göttinger Musen-Almanach" 1772, S. 23) liefern den Beweis, wie herzlich ergeben er den Fürstlichkeiten war, die er besang.

Sich selber schmeichelte er nicht grade ungern; er war ziemlich eitel und liebte den Glanz, sodaß der Dichter des „Renommisten" selbst fast in den Verdacht der Renommage geriet. Einst soll er in seiner reich geschmückten Equipage, an deren Schlage die Anfangsbuchstaben seines Namens in Gold und auffallend großem Maße angebracht waren, durch die Straßen der Stadt gefahren sein, als eben Lessing mit mehreren Begleitern, die sich neidischer Bemerkungen nicht enthalten konnten, vorübergekommen sei. Da habe Lessing bemerkt: So laßt ihn doch nur ruhig fahren; er hat ja deutlich genug sein Z dahingesetzt, damit jeder gleich sehe, daß nichts weiter dahinter sei! —

Aber trotz dieser leeren Äußerlichkeiten war Zachariä seinem eigentlichen Wesen nach ein ernstdenkender Mann, ja er selber schreibt darüber am 24. December 1756 an Gleim: „... ich versichere Sie, es ist mir manchmal ein rechtes Vergnügen, dumm zu seyn, und Witz ist mir manchmal unausstehlich." Bei ihm auch zeigt sich jener seltsame Umschwung aus dem Heiteren ins Ernste oder umgekehrt, den fast alle zu seiner Zeit lebenden Dichter verraten. So verfaßt der Sänger des „Messias" dazwischen heiter gesellige Lieder, der Sänger des „Renommisten" wiederum „Vergnügungen der Melancholey" in Young'schen Akkorden. Selbst zwar Genußmensch, predigt er den Gegensatz zwischen dem glücklichen, anspruchslosen Landleben und dem nur scheinbar glänzenden Loose der Höflinge: man sieht, wie wenig die Dichtung im 18. Jahrhundert Charaktersache war, wie wenig sie das Leben, wie wenig dieses sie berührte. — Zachariä besaß eine wahre und große Gottesfurcht, vielleicht nur ein wenig zu sehr nach Brockes'schem Muster; ja in seinen „Hinterlassenen Schriften" findet sich noch der Anfang einer von ihm geplanten religiösen Wochenschrift „Der Schutzengel". Den herrschenden Aberglauben bedauert er tief („An mein Jahrhundert"; „Beim Schlusse des 1770sten Jahres") und „der trüben Tage Last" seines „furchtbaren" Jahrhunderts, das Erdbeben in Lissabon, die asiatische Pest, die Hungersnot im Erzgebirge, finden in seinem Herzen einen tiefen Widerhall („An mein Jahrhundert"). Zachariäs Sehnsucht, den siebenjährigen Krieg beendigt zu sehen, sein Entsetzen vor der Kriegsnot, seine Teilnahme an allen Einzelheiten des Kampfes spiegeln sich wieder in seinen Briefen an Gleim, im „Gebeth um den Frieden",

im III. Gesange der „Hercynia", die er mit dem Tage des Hubertusburger Friedens aufjubelnd abschließen läßt. Eine Episode des Krieges hätte auch für ihn leicht verhängnisvoll werden können: am 10. October 1761 mußte sich Wolfenbüttel nach dreitägiger Belagerung den Franzosen ergeben. Auch Braunschweig wurde angegriffen, allein der jüngere Sohn des regierenden Herzogs, Friedrich August, entsetzte es bald, und auch der Erbprinz Ferdinand eilte aus Westphalen herbei, und es gelang ihm, die Franzosen am 15. October zum Abzug zu zwingen.

Vom Dichterberufe denkt Zachariä ungemein hoch; die „Verwandlungen" verspotten in der Gestalt des Speront den bloßen „Reimer", im „Morgen" warnt er die Frauen nachdrücklich vor der Schriftstellerei und mehrmals beklagt er sich, daß die Dichter in Deutschland umsonst auf klingenden Lohn hofften; während „welsche Sängerinnen und feile Tänzerinnen" reich belohnt würden, müsse die Muse „Almosen erbetteln" und

„Was kan der Dichter erwarten,
Welcher den Grossen Germaniens singt? erzwungenen Beyfall,
Ein zweydeutiges Lob, und eine gnädige Mine." („Der Morgen".)

Im Gegensatz zu Friedrich II., bei dem „vor dem gallischen Witz die deutsche Muse zurückbebt", sei Friedrich V. von Dänemark als Schützer der Künste zu preisen. — Die Regeln der „stolzen Kritik" haßt er („Der Abend", „Schnupftuch" II), und Eschenburg hat Recht, wenn er in seinem Vorbericht zu „Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier" behauptet, daß „ein inniges Mißfallen an harten und unbilligen Kritiken Zachariä bewog, die Dichterlaufbahn in den letzten Jahren entweder gar nicht, oder doch nur unerkannt wieder zu betreten". — Zachariä war und blieb als Dichter stets Nachahmer. Zwar besaß er eine lebhafte Phantasie, aber er verwandte sie nicht zur Erfindung einer reichen Handlung, sondern zum feinen und oftmals geistreichen Ausbau einer spärlichen Handlung im Kleinen, zur Detailmalerei. Eine eigene Ode — die letzte des V. Buches — wird von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" (Bd. XII, 2. Stück, S. 295 fg.) dazu benutzt, ihm die selbst verfaßten, fettgedruckten Zeilen entgegenzuhalten: „So bleibt nicht immer Wiederhall, Und seyd Original! . . . . Erfindet und seyd neu!"

Zum Schlusse mögen hier zwei Stellen aus seinem Gedicht „An Herrn Professor Ebert“ („Hinterlassene Schriften“, S. 29) Platz finden, die interessant sind, weil sie litterarischen Inhalts sind, teils auf Zachariä selbst, teils auf Zeitgenossen bezüglich:

„Bin ich nicht in Paris gekannt?
Hat Huber mich nicht übersetzt?
Hat Eisen nicht für mich geätzt?
Hat man in manchem witz'gen Tone,
In manchen zierlichen Präfacen,
Wenn fast die Deutschen mich vergassen,
Nicht meinen kleinen Werth geschätzt?
Hat selbst der kritsche Hildebrand,
Hat Freron selbst mich nicht genannt,
Gepriesen, und beyher geschmäht,
So wie den Meister Arouet?“

und

„Wenn Lessing unter Todten lebt
Und nach gelehrten Schätzen gräbt;
Wenn ich in dichterischer Hitze
Bey Mexikos Erobrung[1]) schwitze;
Wenn Weiße Geld für andre zählt;
Wenn von Horazens Gluth beseelt
Freund Ramler nie sich übereilet,
Und Jahre lang an Strophen feilet;
Wenn an der Sprea mit Verdruß
Bey jedem Sang, bey jedem Kuß
Fürs Geld Frau Sappho singen muß . . . .“

und so weiter. Ich glaube, man wird sich über die Frische und den Humor dieser beiden scherzhaft litterarischen Stellen kaum anders als freuen können und wird staunen, daß der kranke Dichter noch immer ein ganzes Arsenal von Witz vorrätig hatte.

Anhang 1.

Zachariä und Gemmingen.

Eberhard Friedrich von Gemmingen, Herr zu Bürg und Penestek, 1726 geboren, 1791 als würtembergischer Regierungspräsident in

[1]) Vgl. seinen „Cortes“.

Stuttgart gestorben, hatte Zachariä in Göttingen durch Claproth kennen gelernt. Er war es, dem der Dichter eine ganze Reihe von Kindern seiner Muse gewidmet, darunter „Der Adel“, „Der Vesuv“, „Der Abend“, und dem er sich mehr und mehr zugeneigt fühlte. Schrittweise förmlich kann man verfolgen, wie sich die gegenseitige Liebe vertiefte, wie Zachariä 1761 noch das erste Buch seiner „Oden und Lieder“ ohne besondere Widmung entließ, aber zwei Jahre darauf zum Zeichen gesteigerter Achtung mit einer „Ode an den Freiherrn von Gemmingen“ eröffnete, wie dieser wieder als einer der eifrigsten Leser der zahlreichen Werke seines gelehrten Freundes in den Subskriptionslisten erscheint. Ein langsamer, aber desto gewissenhafterer Arbeiter, hatte Gemmingen 1753 „Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken“ herausgegeben. Zachariä nun veranlaßte zur Leipziger Michaelis-Messe 1768 (nicht, wie Jördens und nach ihm Muncker angeben: 1769) eine neue Ausgabe dieser Schriften durch die Buchdruckerei des fürstlichen Waisenhauses zu Braunschweig unter dem Titel „Poetische und prosaische Stücke des Freiherrn von Gemmingen“. Daraufhin „wird auf ausdrückliches Verlangen Sr. Excellenz des Herzogl. Würtembergischen Regierungspraesidenten, Freiherrn von Gemmingen“ in die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ 1769, Bd. VIII, St. 2, S. 321—323 eine feierliche und geharnischte Erklärung eingerückt, „daß der Verfasser an dieser neuen Ausgabe nicht den geringsten Antheil nehme, daß sie wider seinen Willen und Wissen veranstaltet, und daß ihn der unvermuthete Anblick derselben in Erstaunen und Misvergnügen gesetzt habe.“

Diese Erklärung ist mit einigen kleineren Änderungen in den „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770“ S. 55 aufgenommen worden. Aber während Gemmingen selbst nur sagt: „kaum konnte der Verfasser seinen Augen trauen, da er einige neue Stücke dieser Auflage erblickte, die ihm verrieten, daß es einer seiner alten Freunde sei, der ihm diesen danklosen Dienst gethan,“ ist hier mit direkter Namensnennung ein offenes „Herr Zachariä“ eingerückt worden. Allein bereits hatte unter dem 27. Juni 1769 die Waisenhaus-Buchhandlung im ersten Stücke des X. Bandes der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ S. 309 eine kurze Rechtfertigung ergehen lassen, gleichfalls ohne das offene Geheimnis zu lüften, wer der Beschuldigte sei.

Der wahre Sachverhalt dieser wenig erfreulichen Angelegenheit ist der folgende.

Ob Zachariä bereits seit 1747, dem Jahre, in welchem er Gemmingen kennen gelernt, Kenntnis von seines Freundes handschriftlichen Aufzeichnungen hatte, ist nicht mit Sicherheit zu beweisen, immerhin aber im höchsten Grade wahrscheinlich. Jedenfalls blieb er, als er 1748 nach Braunschweig übergesiedelt war, mit seinem Altersgenossen in schriftlichem Verkehr und hatte außer den „Briefen" von 1753 eine Reihe von Manuskripten empfangen, Jugendarbeiten, Entwürfe, Poesien des Freiherrn, die dieser in seine „Briefe" aufzunehmen verschmäht hatte, ehe er sie einer gründlichen Umarbeitung würde unterzogen haben. Als Zachariä 1761 die Aufsicht über die Buchhandlung und Druckerei des Waisenhauses übernommen hatte, wurde ihm Kenntnis davon, daß „bei gedachter Handlung seit mehreren Jahren häufige Anfragen nach des Freiherrn von Gemmingen poetischen und prosaischen Schriften geschehen" seien. Trotz aller Erkundigungen bei den „vornehmsten mit ihr in Korrespondenz stehenden Handlungen in Leipzig" hatte die Waisenhaus-Buchhandlung weder die Schriften selber erhalten, noch auch den ersten Verleger erfahren. Die nächstliegende Annahme war die, daß die erste Auflage gänzlich vergriffen sein mußte, und das Unternehmen, eine zweite zu schaffen, Beifall und Dank zu ernten begründete Aussicht hatte. Und dazu war die Gelegenheit eine geradezu ausnehmend günstige. „Einer ihrer Freunde" — Zachariä — war zugleich ein Freund des Verfassers der „Briefe", hatte von diesem Manuskripte in Händen, die ihm geeignet erschienen, wertvolle Ergänzungen zu einer zweiten Auflage beizusteuern, hatte endlich als Aufseher über die Buchhandlung eine gewichtige Stimme bei der Entscheidung über die Aufnahme eines neuen Verlagsartikels. Auf seine Anfrage bei Gemmingen erhielt er „Briefe, worin ihm der Verfasser in mehr als einer Stelle freie Gewalt giebt, mit seinen Stücken nach seinem Belieben umzugehen, und ihm ausdrücklich erlaubt, eine neue Auflage davon zu machen." Diese Briefe, zugleich mit den von Gemmingens Hand stammenden Manuskripten übergiebt Zachariä der Buchhandlung, die sie „gern auf Verlangen zu unserer und des Herausgebers völligen Rechtfertigung vorzeigen" will.

Worüber nun hatte Gemmingen Grund, sich zu beklagen? Daß

Zachariä überhaupt die Ausgabe unternahm, darüber nicht, denn dieser hatte dazu ausdrücklich Erlaubnis erhalten, wohl aber, daß er sie allzu vorschnell besorgte. Wie Zachariä im III. Buche der „Oden" („An den Freyherrn von G....") den Freund zu schriftstellerischer Bethätigung dringend aufzufordern scheint, so ehrte er, die schätzbaren Schriften des allzu Bescheidenen möglichst bald in den Händen des Lesers zu wissen, des Verfassers Verlangen nicht, erst noch einmal die Feile über die kleinen Erzeugnisse seiner Jugend zu führen, brach die Verhandlungen mit Gemmingen vorzeitig ab, ging, ohne das Material erst vorsichtig zu sondern, ganz ohne Auswahl daran, zusammenzudrucken, was eben vorhanden, und, ohne Mitteilung oder Anfrage bei Gemmingen, legte er dem Erstaunten das fertige Werk in die Hände. Das ist aber eben so recht Zachariä — vorschnell und flüchtig! Damit ganz überein stimmen die Schaaren von Druckfehlern, über die sich der peinliche Gemmingen noch ganz besonders beschwert. Er, der weltmännisch feine Aristokrat, betrachtete das ganze Vorkommnis als die Taktlosigkeit eines allzu eifrigen Freundes, die er zwar kühl ablehnen mußte, über die er sich dann aber ohne Weiterungen ruhig hinwegsetzen konnte.

Anhang 2.

Zachariä und Gottsched nach Hagedorns Tod.

Als am 28. Oktober 1754 Friedrich von Hagedorn seine Augen geschlossen hatte, veranlaßte sein Ableben eine ganze Reihe von Klagegedichten, z. B. Bar: „Soliloque, à l'occasion de la mort prématurée de Mr. de Hagedorn"; Götz: „Auf Hagedorns Tod" („Vermischte Gedichte" Teil II, S. 159); Gottlieb Fuchs: „Sendschreiben an den Geheimen Legationsrath von Hagedorn über den Tod seines Bruders, des großen Hagedorns in Hamburg" u. a. Auch Zachariä verfaßte, aber ohne seinen Namen anzugeben, 1755 in gereimten Alexandrinern auf 19 Seiten ein „Gedicht dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet" (Braunschweig bei Schröders Erben). Ein Traum führt dem Dichter die klagende Hammonia und die Poesie am Grabmal Hagedorns zu; die letztere

feiert den Verstorbenen als ihren Liebling. Eine kleine Abschweifung hatte Gottscheds Schule in eine nicht eben vorteilhafte Beleuchtung gestellt, ja, nachdem Gottsched als „grosser Duns“ lächerlich gemacht worden ist, wird bei der Stelle, wo der „brittsche Edelmuth“, die „edle Menschenliebe“ Hagedorns ihr Lob findet, gar die folgende Anmerkung im Anschluß an den Namen Fuchs hinzugesetzt:

„Herr Gottlieb Fuchs, der seit einigen Jahren Prediger in Sachsen ist, und sich unter dem Namen des Bauernsohnes durch verschiedne glückliche Gedichte bekannt gemacht hat, kam ohne Geld und Gönner nach Leipzig, seine Studien fortzusetzen. Er fiel allda einem unsrer grösten Dunse in die Hände, der durch seine marktschreyerische Art, mit seinen Verdiensten um Deutschland zu prahlen, und durch die kleinen niedrigen Mittel jemanden zu seiner Parthey zu ziehen, genug bezeichnet ist. Dieser Mann, der wol eher versucht hatte, mit einem alten Rocke Leute zu bestechen, für ihn zu schreiben, dieser Mann war klein genug, Herr Fuchsen monathlich eine solche Kleinigkeit zu geben, die man sich schämt hier auszudrücken, und die er kaum dem gemeinsten Bettler hätte geben können. So bald er indessen erfuhr, daß Herr Fuchs in die Bekanntschaft mit einigen andern rechtschaffnen Leuten gekommen war, die er nicht zu seiner Parthey zehlen konnte, so war er noch niederträchtiger, und nahm Herr Fuchsen die Kleinigkeit, die er ihm bisher gegeben. Herr Fuchs wurde sogleich von denenjenigen mehr als schadlos gehalten, durch die er um dieses erniedrigende Allmosen gekommen war. Der seel. Herr von Hagedorn, dem diese Geschichte bekannt wurde, brachte durch seine edelmüthige Vorsprache, bey vielen Standespersonen, Hamburgern, einigen Engelländern, und besonders bey dem Collegio Carolino zu Braunschweig eine so ansehnliche Summe zusammen, daß Herr Fuchs künftig vor dem Mangel gesichert, seinen Studien auf eine anständige Art obliegen konnte.“

Diese kleine Anmerkung hat mancherlei Folgen nach sich gezogen. Gottsched fühlte sich tötlich getroffen, zumal da Lessing, an Zachariäs Äußerung anknüpfend, so heftig, wie nie bisher, gegen ihn loszog.[1]) Sofort wandte er sich an den Vorgesetzten Zachariäs,

---

[1]) „Berlinische privilegirte Zeitung“, 11. Januar 1755. Lessings Rezension des Zachariäschen Gedichtes auf Hagedorns Tod. Daran schließt sich eine

Jerusalem, der ihm am 17. Januar 1755 antwortete: „Über den Herrn Zachariä bin ich aufs Höchste wegen der Hagedorn'schen Elegie mißvergnügt, und habe ihn auch, sobald mir dieselbe nur zu Gesichte kam, zu mir fordern lassen und ihm die höchst unanständige und beleidigende Unsittlichkeit dieses Gedichtes auf das Allerschärffste vorgeworfen. Er bedauerte es auch gleich, daß er sich so vergangen; aber da war es zu spät. Diesen Mittag sind ihm die beiden Klagen von Ew. Wolgeborn darüber zugeschickt, daß er seine Verantwortung darüber eingeben soll Ich werde nichts unterlassen, was zur völligen Beruhigung von Ew. Wolgeborn darüber gereichen kann."

Von den „beiden Klagen" war etwas Näheres nicht zu erfahren, aber die Reue Zachariäs war nur eine scheinbare und erheuchelte; das ergiebt sich aus allem, was folgte.

Geradeswegs gegen Zachariä selbst wandte sich Gottsched durch einen Mann, der sich mit seiner „Bodmerias" als besonders geeignet für Abfassung litterarischer Schmähschriften bewährt hatte, durch den Magister Johann Nathanael Reichel, eins seiner Geschöpfe, der 1756 auf 2 ½ Bogen herausgab: „Freymüthige Anzeige einiger Irrthümer, welche der Herr Friedrich Wilhelm Zachariä in seinem Gedichte, welches er dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet, wider seinen Willen begangen hat". Diese Schrift ist nicht, wie zuerst Eschenburg in seiner Ausgabe der Hagedorn'schen Werke (1800), IV. Teil, Seite 169 und nach ihm andere fälschlich angaben, im „Hamburger Correspondenten" als ein „Sendschreiben" erschienen, sondern in Buchform. Aufzutreiben war sie trotz vielfacher Nachfragen nicht, und so muß man sich mit einer einzigen Stelle begnügen, die Fuchs citiert, die aber auf wenigen Zeilen schon einen unangenehm gehässigen Ton verrät:

„Der Herr Professor Gottsched that noch mehr an Herrn Fuchsen. Er suchte ihm ein Stipendium und mehrere Wohlthaten auszuwirken. In dieser Absicht setzte er des Herrn Fuchsens Gedichte in seinen neuen Büchersaal. Der Herr von Hagedorn las sie und beschloß, dem Herrn Fuchs ein Geschenk von zwanzig Thalern

---

„Antwort auf die Frage: wer ist der grosse Duns?" in gereimten Versen: „dümmer als ein Hottentot . . . der Philip Zesen unsrer Zeit . . . der Büttel der Sprachreinigkeit . . . kalt, wie er denkt und schreibt" &c.

zu machen. Diese Popische Freygebigkeit wurde eben nicht von einer brittischen Großmuth begleitet: denn der Herr von Hagedorn ließ dem Herrn Fuchs verbieten, von der Zeit an zum Herrn Professor Gottsched zu gehen, und eine einzige Wohlthat von ihm anzunehmen. Seitdem hat ihn auch der Herr Professor Gottsched nicht mehr gesehen, und ihm, da er keine Wohlthaten von ihm mehr annehmen durfte, auch keine erweisen können."

Diese Reichel'sche Schrift hat Zachariä in die größte Aufregung versetzt; man erkennt dies am besten aus seinen Briefen. Am 8. Juni 1756 schreibt er an Gleim: „Ich möchte Ihnen wohl Gottscheds freymüthige Anzeige, so er wieder mich hat machen lassen, an den Hals schmeißen, so böse bin ich, daß Sie . . ." ꝛc., und weiter unten: „oder ich schimpfe noch ärger wie Gottsched." In demselben Briefe verlangt er von Gleim, er solle „dem Kerl einige tödtliche Streiche versetzen helfen", solle „uns einige Einfälle, wie Sie aus dem Stegreife auf ihrem Canapee haben, mittheilen, und uns ein Paar Sinngedichte mit hineingeben, die dem langen Duns recht schmerzen". Es scheint also, daß er eine Sammelschrift verschiedener Verfasser gegen Gottsched geplant hat. — Am 1. (?) Juli 1756 schreibt er an Gleim: „. . . . kurz das ärgste Schimpfwort anzubringen — du Gottsched." Am 25. November 1756 scheint er sich etwas beruhigt zu haben, er schreibt an Michaelis: „Ich glaube, Ew. Wohlgeb. werden die freymüthige Anzeige gesehn haben, die Herr Gottsched wieder mich veranstaltet. Ich werde von verschiedenen Seiten geplagt, sie zu beantworten, und doch halte ich eine solche Streitigkeit für einen solchen Zeitverderb, und eine so unnütze Sache, daß ich mich bis itzo noch nicht dazu entschließen können". Am 24. Dezember 1756 schreibt er scherzhaft an Gleim: „Herr Zachariä . . . . . denkt an keinen Gottsched mehr . . . . Und so lassen wir Herrn Gottscheden herrschen nach seinem besten Wohlgefallen." Aber noch am 25. Januar 1758 konnte Gleim an Kleist schreiben: „In ihrem letzten Schreiben, lieber Freund, sagten Sie, man müste nun wieder Satyren auf Gottsched machen, Sehn sie hier ein halbes Dutzend die von Braunschweig hierher angekommen sind! Vielleicht hat sie Zachariä gemacht; wiewohl sie könten noch wohl etwas beßer gerathen seyn, wenn sie von ihm wären."

Zachariä antwortete nicht persönlich auf die Reichel'sche Schrift,

sondern an seiner Stelle that es Gottlieb Fuchs in einem längeren Artikel des „Hamburgischen Correspondenten“ Nr. 110, Sonnabend den 10. Juli 1756. Zachariä nur im Vorübergehen erwähnend, läuft das Ganze auf eine klare Darlegung des Verhältnisses zwischen Fuchs, Gottsched und Hagedorn hinaus, und das Ergebnis dieser Erörterung ist das folgende.

Gottlieb Fuchs, geboren 1720 zu Löpersdorf im Obererzgebirge, war der Sohn eines sehr armen Bauern. Nachdem er seine Zeit bis in sein achtzehntes Jahr mit landwirtschaftlichen Arbeiten auf dem Felde zugebracht und dann sieben Jahre lang die Freiberger Stadtschule besucht hatte, durfte er auf dringendes Bitten 1745 die Universität Leipzig beziehen. Mit seinem im Voraus empfangenen väterlichen Erbteil — 7½ Gulden — wanderte er die vierzehn Meilen zu Fuß nach Leipzig. Unterwegs fertigte er zu seinem Zeitvertreib ein Poëm: „Der Dichter auf seiner Reise nach Leipzig.“ So nannte es wenigstens Gottsched, dem es Fuchs zugleich mit einem anderen, „Auf den Herbst“, zur Beurteilung vorgelegt hatte. Gottsched ließ beide im Mai 1746 ohne Wissen und ohne Namensnennung des Verfassers in seinem „Neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften und der freien Künste“, Bd. 2, St. 5, Nr. 6, S. 450 bis 454 abdrucken. Er selbst setzte eine Anmerkung darunter, in welcher er das Publikum auf Fuchs aufmerksam macht, denn „vielleicht erwecken diese Proben ihrem Urheber irgend einen Mäcenaten, der sich ein Vergnügen macht, die Dürftigkeit eines so tüchtigen Schülers der Musen zu erleichtern. Den Namen desselben wird man bey dem Herausgeber dieses Büchersaals mündlich oder schriftlich erfahren können.“

Was Gottsched außerdem für Fuchs that, bestand darin, daß er ihm das Honorar für eine Vorlesung erließ und, nachdem jener „fast ein Jahr höchst armselig hingebracht hatte“, selber auch anfing, ihn mit Geld vor dem dringendsten Mangel zu schützen, aber nur so lange, bis er sah, daß sich ein Anderer Fuchsens erbarmte.

Dieser Andere war Hagedorn. Er hatte Fuchsens Gedichte und die Gottsched'sche Anmerkung gelesen, erkundigte sich nach dem Namen des Verfassers, und als letzterer grade in der äußersten Not war, erhielt er einen Brief mit 25 Thalern und dem Versprechen fernerer Hilfe und wurde auf Wunsch Hagedorns durch Giseke voll-

kommen neu bekleidet. Am meisten aber that Hagedorn für Fuchs durch immer neue Empfehlung an seine Freunde in Hamburg und anderswo. So schreibt Sulzer an Gleim am 29. April 1747 von Magdeburg aus: „Haben Sie von dem jungen Poeten Fuchs gehört, der eines Bauern Sohn ist? Herr von Hagedorn hat mir sein Gedicht aus dem „Büchersaal" geschickt, welches Herr Bodmer beurtheilt hat; er hat für ihn etliche Hundert Thaler gesammelt, und ich habe das Vergnügen gehabt, auch etwas für ihn zusammen zu bringen, das ich ihm nach Leipzig bringen werde."

Hagedorns Bemühungen hatten den guten Erfolg, daß Fuchs vier Jahre lang Theologie studieren konnte, und daß sich die Summe der Unterstützungen schließlich auf 700 Thaler belief.

Aus alledem ist ersichtlich, daß Zachariäs Anmerkung durchaus nicht erlogen ist; aber sein Angriff gegen Gottsched war bei gerade dieser Gelegenheit ein unpassender, taktloser und voreiliger.

Kapitel II.

Die Bedeutung des „Renommisten" für die Litteratur- und Kulturgeschichte.

Das komische Heldengedicht in Deutschland gleicht einer kurzlebigen Leuchtkugel. Nach einem hastigen Aufstieg erreicht es im „Renommisten" seinen Höhepunkt, sinkt dann schnell, und nur kurz vor dem Erlöschen flammt es in Thümmels „Wilhelmine" noch einmal empor. Und dieses kurze, flüchtige Dasein aufgebaut auf einer festen Grundlage mit sicherster Tragkraft, auf den vollendeten komischen Epopöen Frankreichs und Englands!

Eine knapp umrissene Geschichte des komischen Heldengedichts mag diese Thatsachen erhärten, aber zuvor ist es anzugeben nötig, was diese Gattung denn überhaupt vorstellt, welches die Prinzipien ihrer Technik, ihr Zweck, ihre Eigentümlichkeiten sind. Es ist angebracht, hierbei einer Quelle zu folgen, die zu einer Zeit abgefaßt ist, wo die komischen Epopöen blühten; diese Blütezeit währte ja eben nicht lange, und nur die Kritiker des 18. Jahrhunderts be-

schäftigten sich ernstlich mit der komischen Epopöe, während sie im neunzehnten mit einigen flüchtigen, von oben herab hingeworfenen Randbemerkungen abgespeist wird. Aus diesem Grunde werde ich mich in der Hauptsache an die Ausführungen halten, die Johann Jakob Dusch (1725—1787) in seinen „Briefen zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande" (Leipzig und Breslau 1764—73) und in seinen „Vermischten kritischen und satyrischen Schriften" (Altona 1758; S. 103—154 „Von der komischen Heldenpoesie") giebt.[1]) Zwar wurde Dusch von seinen Zeitgenossen — so auch von Lessing, der aber in ihm nur Nicolai treffen wollte — oft und scharf getadelt, allein er muß in der Hauptsache doch die Anschauungen, die damals im Schwange waren, richtig wiedergegeben haben, da seine „Briefe" 1773—1779 eine zweite Auflage erlebten. Außerdem war Dusch selbst Verfasser beliebter komischer Epen, beherrschte also die Technik bei weitem besser, als die meisten anderen Kritiker, und Herder gesteht in seiner Rezension der „Briefe" („Allgemeine deutsche Bibliothek" 1768) Dusch ausdrücklich die Befähigung zu, über die von ihm aufgeworfenen Fragen zu urteilen.

Von vornherein sei betont, daß das komische Heldengedicht, das „eine komische Handlung sinnlich in abgemessenen Worten in Form einer Epopöe erzählt," dem Gefühle nichts bieten will und kann; soll es doch nur sprühen, nicht glühen. Sein Hauptzweck ist die Satire.[2]) Wo diese einsetzen muß, kann nach der Art des Stoffes nicht zweifelhaft sein. Es gilt, eine kleine, geringschätzige Handlung, d. h. eine

---

[1]) Vorsätzlich vernachlässige ich die Ansichten Gottscheds und der Schweizer über die komische Epopöe, weil ihr Urteil ein parteiisches ist, bestimmt und ihnen abgezwungen durch die Sätze, die sie sich nun einmal als allgemeine Prinzipien vorgeschrieben hatten. Dusch dagegen ist grade seiner Unselbständigkeit wegen unparteiisch und rein objektiv.

[2]) Zachariä selbst spricht sich in dem „Vorbericht" zur 1754er Ausgabe seiner „Scherzhaften Epischen Poesien" folgendermaßen aus: „Ich würde sie (seine Gedichte) kaum so (scherzhafte epische Poesien) haben nennen dürfen, wenn nicht durch und durch eine gewisse Satyre herrschen müßte, eine gewisse Art von sneer (Hohnlachen, Spöttelei), wie Sommervile in der Vorrede zu seinem Hobbinol sagt . . . . Man wird kaum glauben können, daß es noch immer Leute giebt, die auch die unschuldigste Satyre vor unerlaubt halten. Ich glaube aber, Boileau bey den Franzosen und Rabner bey uns, haben mir die Müh erspart, die Zulässigkeit der Satyre darzuthun."

solche, „die an sich keinen Einfluß auf andre hat“, zu einer ungeheuren Wichtigkeit aufzubauschen,[1]) sie mit denselben Farben darzustellen, wie sie das große Epos bei wirklich großen Handlungen wählt.[2]) In diesem Gegensatze liegt das Komische, hier muß die Satire wurzeln. „Alle diese kleinen Handlungen“ — sagt Dusch a. a. O. I, 20. Brief — „gehören unter die Liste der großen Begebenheiten, die aus geringen Ursachen entstehen. Sie können Leidenschaften erregen und erregen sie in der That: und eben weil diese Leidenschaften so wenig Verhältnis zu ihren geringen Ursachen haben, sind sie lächerlich. Hier liegt also der Punct, den die Satyre treffen muß; und Sie sehen zugleich, wie genau das Komische mit dem Großen und Wunderbaren zusammengehen muß.“ Zwei Gründe sind es, welche die komische Epopöe zur „vollkommensten und angenehmsten Art von Satyre“ erheben. Einmal bleibt der Dichter selbst gewöhnlich „hinter dem Vorhang“, redet nur in den erzählenden Teilen und legt die eigentliche Satire den Helden seines Werkes in den Mund. Dadurch wirkt die Satire entschieden zarter, als wenn sie direkt vom Dichter selbst ausgesprochen würde. Und weil zweitens „jede Erzählung oder Geschichte mehr erinnert, als eine Reihe von Vorschriften“, wird die Satire des komischen Heldengedichts wirksamer und lehrreicher sein müssen, als die irgend einer anderen satirischen Gattung. — Will man an die einzelnen komischen Heldengedichte einen vergleichenden Gradmesser anlegen, so wird man wieder zuerst an die Satire denken müssen: je nachdem diese stärker oder gemäßigter, derber oder feiner ist, wird man das eine Werk höher, das andere niedriger stellen. — Dusch unterscheidet drei Arten von komischen Heldengedichten: die ironische, die satirische, die scherzhafte, je nachdem der Dichter als Mittel, etwas lächerlich zu machen, anwendet: eine ernsthafte Miene bei Erzählung der lächerlichsten Dinge, oder den Spott, oder den Scherz. Den „Renommisten“ rechnet Dusch unter die satirischen Heldengedichte. — Ausgeschlossen

---

[1]) Vgl. dazu: „Schnupftuch“ I: „Ein zweytes Ilium aus einem Schnupftuch wird.“ Ebenda II: „Es ist im Heldenlied von Alters hergebracht, daß man . . . aus nichts etwas macht.“

[2]) Vgl. dazu: Richard Owen Cambridge in der Vorrede zu „The Scribleriad“, 1752: „A mock heroic poem should, in as many respects as possible, imitate the true heroic.“

aus der Handlung bleiben an sich schon wichtige Vorfälle (z. B. Gefahren) und alles, was „eine ernsthafte oder traurige Leidenschaft" (z. B. Mitleid) erregen könnte. — Über die Sprache des komischen Heldengedichts sagt Zachariä selbst im I. Gesange des „Schnupftuchs": „Der göttliche Homer sang Helden und sang Mäuse, Doch es spricht Held und Maus hoch, nach der Götter Weise, ... So sprich denn du auch hoch, du Magd und du Lakay." —

Koberstein hat in seinem „Grundriß" die vollkommen richtige Beobachtung niedergelegt, daß das komische Epos gewöhnlich Ereignisse und Auftritte aus dem kleinlichen und dürftigen Leben der höheren Stände oder der sogenannten guten Gesellschaft abschildert. Ich möchte anläßlich dieser Koberstein'schen Bemerkung darauf hinweisen, daß der „Renommist" hiervon eine Ausnahme macht, indem er wenigstens in der Gestalt Raufbolds und der Jenenser geradezu Antipoden der guten Gesellschaft abmalt.[1]) —

Nach diesen Vorbemerkungen über Wesen und Zweck der komischen Epopöe kann ich darangehn, den vorhin geplanten kurzen Streifzug durch die Geschichte derselben zu unternehmen, der allerdings um so weniger Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf, als eine umfassende Zusammenstellung hierüber meines Wissens noch nicht erschienen ist, mich selbst aber der Versuch einer solchen viel zu weit abgeführt haben würde. Um so kürzer kann ich mich bei Entwurf dieser Skizze fassen, als es mir lediglich darauf ankommt, die geschichtliche Bedeutung des „Renommisten" in ein klares Licht zu stellen.

Dusch, der weit mehr Talent zum Kunsttheoretiker besaß, als

---

[1]) Anmerkungsweise erwähne ich zwei Anschauungen über die komische Epopöe, deren erste durch die Person, aus deren Kopfe sie kam, deren zweite durch ihre Seltsamkeit unser Interesse gefangen nimmt: die Goethes und Gervinus'! — Goethe schreibt im VII. Buche von „Dichtung und Wahrheit": „Komische Heldengedichte dienten auch nicht, eine bessere Zeit herbeizuführen", und Gervinus entwickelt in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" IV, S. 120 fg. nachstehende Ansicht. Nach ihm müßte man der komischen Epopöe einen „anderen, bescheideneren Namen" geben, und nur eine wirklich komische Epopöe giebt es für ihn: „Reineke Fuchs", und nur ein Werk in Prosa, das sich diesem vergleichen ließe: „Don Quixote". Nur „gewöhnliche Parodie des Epos der Form nach, dem Inhalte nach aber komische oder satirische Idylle" sei das komische Epos.

er verstand, geschichtliche Thatsachen richtig zu erfassen und darzustellen, verlegt die Geburt des komischen Heldengedichts in die Neuzeit;[1]) allein in diesem Punkte stand durchaus nicht die Meinung Aller auf seiner Seite. Sonst könnte ja der Verfasser des „Meisterspiel im Lomber“[2]) unmöglich sagen: „.... mit demjenigen Geiste, der den Homer beseelte, da er von der Wuth der Mäuse sang.“ Und Friedrich von Blankenburg bringt in seinen „Litterarischen Zusätzen zu Johann Georg Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste“ (Leipzig 1798) auch aus den früheren Jahrhunderten deutscher Dichtung einige Beispiele bei: „Gott Amur aus dem schwäbischen Zeitpunkt“, die „Mörinn von Herrmann von Sachßenheim um 1450“, Johann Fischart, Rollenhagen (1595 „Froschmäuseler“), Balthasar Schnurr (1600 „Der Ameisen- und Mückenkrieg“). Über diesen Punkt ließe sich streiten, ja Dusch ist eigentlich nicht mehr als konsequent geblieben, wenn er die von Blankenburg herbeigezogenen Werke zurückweist, denn sie lassen sich durchaus nicht auf den Leisten spannen, den er als Theorie der komischen Epopöe eingeführt hat. Aber abgesehen hiervon ist Dusch keineswegs mit sich darüber einig, ob Alessandro Tassoni (1565—1635), der hochgestellte Reisebegleiter des Kardinals Colonna, oder Francesco Bracciolini von Pistoja (1566—1646 [1645]) als Erfinder des neueren komischen Heldengedichts anzusehen sei. Er stellt den Sachverhalt folgendermaßen dar, und zwar im Anschluß an Crescembinis „Istoria della Volgar Poësia“: Bracciolinis komisches Heldengedicht „lo Scherno degli Dei“, worin die Götter des Heidentums auf den Bergen Toscanas armseligen Landleuten gegenüber eine höchst lächerliche Rolle spielen, sei zwar erst vier Jahre nach Tassonis „la Secchia Rapita“ erschienen, aber ein angefügter Brief seines Verfassers habe ihm ausdrücklich bestätigt, viele Jahre früher als jenes abgefaßt worden zu sein. In Wirklichkeit ist gerade das Umgekehrte der Fall: während „lo Scherno degli Dei“ bereits 1618 zu Florenz gedruckt wurde, ist „la Secchia Rapita“ erst 1622 in Paris erschienen, aber bereits 1611 in zwölf Gesängen abgefaßt worden. Als es 1622 zum ersten Male der Leserwelt vorgelegt

[1]) a. a. O. I, Brief 20, S. 251. „Die komische Epopöe war den Alten ganz unbekannt, ist eine Erfindung der Neuern.“

[2]) Schwabes „Belustigungen“, März 1742, S. 224.

wurde, benutzte sein Verfasser das Pseudonym Androvini Melisoni, weil er fürchtete, seiner satirischen Ausfälle wegen angefeindet zu werden. Unter Tassonis eigener Flagge und von Anmerkungen begleitet ließ es erst Gasparo Salviani in Venedig herauskommen. 1676 folgt ihm in Florenz „Il Malmantile Racquistato“ des Lorenzo Lippi (1606—1664), den Settembrini einen „Halbnarren“ nennt. In zweiter Auflage 1688 von Anmerkungen des florentinischen Malers und Dichters Paolo Minucci (Dusch: Puccio Lamoni) durchsetzt, ist es heute seiner Unmenge von Florentinismen halber kaum mehr verständlich. Übrigens ist es — mit Ausschluß der „Göttlichen Komödie“ — dasjenige Werk, auf das die meisten Commentare und die größte typographische Pracht verwendet wurde.

Frankreich vertritt — einen bedeutenden Fortschritt der komischen Epopöe gleich auf den ersten paar Seiten verratend — Boileaus (1636—1711) berühmter „Lutrin“, zuerst 1674 in vier, dann 1683 in sechs Gesängen erschienen. „Es ist eine neue Burleske, die ich in unsere Sprache einführe“, sagt der Dichter selber darüber. Er hatte seinen Geist durch fleißige Lektüre der Alten genährt und so kam er auf den Gedanken, das Epos der Griechen und Römer, besonders Virgil, zu parodieren, indem er „alle ernsthaften Umstände in spaßhafte verwandelte“ (Dusch a. a. O.). Der „Lutrin“ zeichnet sich aus durch „angemessene Bilder, Richtigkeit seiner Metaphern, Harmonie seiner Verse, nachdrücklichen Stil, ganz besonders aber durch seine Schönheiten im Einzelnen, in der Detailmalerei, und nur im Anfang ist die Handlung ohne Noth mit Maschinen beschwert“ sagt Dusch. Ins Deutsche übertragen wurde der Anfang des „Lutrin“ bereits von Drollinger („Gedichte“, S. 313). Den ersten Gesang übersetzte Gottsched in „Der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigenen Schriften“ 1730, S. 412 fg., das Ganze G. E. E. Müller, Leipzig 1758.

Ein Vierteljahrhundert nach Frankreich begann auch England, angelehnt an Boileaus großes Vorbild, sich in der komischen Epopöe zu versuchen. Der geniale Alexander Pope (1688—1744) „the prince of rhyme and the grand poet of reason“, wie seine Landsleute ihn mit Vorliebe nennen, ließ 1711 seinen „Rape of the Lock“ in zwei, bereits ein Jahr darauf aber in fünf Gesängen erscheinen. Im Lobe dieses Gedichts sind sich alle einig, die überhaupt

die Berechtigung der komischen Epopöe anerkennen. Dusch nennt es „in seiner Art so vollkommen, als die Ilias Homers“, und Geßner schreibt am 2. Oktober 1755 von Zürich aus an Gleim: „Popens Lockenraub ist ein Meisterstück.“ Packend ist es, wenn Pope den Homer parodiert,[1]) wenn er die ausgeführten Gleichnisse und den Kothurn ironisch nachahmt, wenn Belindens Nachttisch geputzt wird und dabei das Bild so prächtig ist, als ob Achill sich bewaffnete.[2]) Köstlich sind die Nachbildungen des Virgil,[3]) die Verwertung von Ariostos Idee, daß alle Dinge, die auf der Erde verloren gehen im Monde aufbewahrt werden,[4]) oder die Parodie auf Milton in jener Stelle, wo ein kleiner Sylph von der Schere zerteilt wird. — Die erste Übersetzung des „Rape of the Lock“ ins Deutsche hatte ein Ungenannter 1739 in Prosa geliefert. Fünf Jahre darauf, 1744 (2. Auflage 1772), gab Frau Gottsched geborene Kulmus „Herrn Alexander Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht, aus dem Englischen in deutsche Verse übersetzt“ heraus. — Schon vor Pope, aber ungleich weniger bedeutend, ein erster Versuch gleichsam, eine erste Ankündigung, daß die komische Epopöe in England zur schönen Blüte gelangen werde, hatte Samuel Butler (1612—78) den derben „Hudibras“ (Teil I und II London 1663—64, Teil III 1678) ans Licht gesetzt, dessen ersten und zweiten Gesang Bodmer 1737 übersetzte; außerdem wäre höchstens noch Garths „Dispensary“ zu erwähnen.

In Deutschland kann man die Geschichte des komischen Heldengedichts – vielleicht mit Ausnahme von Wernickes „Hans Sachs“, jener 1702 herausgekommenen, nach Drydens Vorbild geschaffenen Satire gegen Postel — eigentlich erst beginnen lassen mit der Frau Gottsched oben angeführter Übersetzung von Popes „Lockenraub“. Vor dieser hatte es zwar auch schon sogenannte scherzhafte Heldengedichte gegeben, aber Dusch nennt sie in seinen „Briefen“ I, 25 sehr richtig „einen Versuch, welcher nicht die mindeste Kenntnis weder von einem Plan, noch von der Schicklichkeit der Maschinen, noch

---

[1]) Agamemnons Zepter, Jupiters Wagschaale.

[2]) Dusch.

[3]) O thoughtless mortals! ever blind to fate etc. zu Virgils: Nescia mens hominum fati etc.

[4]) Belindens Locke wird an den Himmel versetzt.

von der Satyre, noch auch von der Sprache dieser Gedichte zeigte, einen Versuch, worin sie nichts weiter, als ihre partheyische Wuth wider gewisse Gegner ausgossen, und mit hochtrabenden Redensarten den gänzlichen Mangel alles Schönen zu ersetzen glaubten.“ Jedenfalls spielt Dusch in dieser scharfen Kritik ganz besonders an auf den „Deutschen Dichterkrieg“ von N. H. D. in Schwabes „Belustigungen“ (Buch I 1741 im Juli; Buch II 1742 im Juni), eine Verhöhnung Bodmers, aber kaum von Gottsched selbst, sondern vielmehr von einem seiner Anhänger. Hier wird ganz ausdrücklich hingewiesen auf „das Pult“, auf „Hudibras“, auf „eine geraubte Locke“, und als Maschinen werden Eris, der Friede und „eine sanftere Muse“ eingeführt. März und April 1742 erschien in den „Belustigungen“ das unendlich langweilige „Meisterspiel im Lomber. Ein Heldengedichte von C. F. H.“ in zwölf Büchern, die völlig witzlose Erzählung eines harmlosen Kartenspiels mit Personifizierung der einzelnen Kartenblätter und Einführung des „Geistes des Gewinnes und Spieles“ als Maschine. Aber bemerkenswert ist, daß hier bereits der Boden der Personalsatire vollkommen verlassen ist, die bis dahin ein Hauptrequisitenstück der wenigen scherzhaften Heldengedichte Deutschlands bildete. Zum ersten Male hatte diesen entscheidenden, den französischen und englischen Vorbildern näher anstrebenden Schritt Rost in seiner 1741 erschienenen „Tänzerin“ gewagt, die früher allgemein, aber mit Unrecht, dem 1707 in Hamburg geborenen J. F. Lamprecht zugeschrieben wurde. Auf Rost folgte Pyra mit seinem allerdings unvollendeten „Bibliotartarus“, zuerst Halle 1741 in der Wochenschrift: „Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft“, dann in „Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern“, 2. Ausgabe, S. 189 fg. Hier, während bisher sämmtliche sogenannten komischen Heldengedichte in Prosa[1]) abgefaßt waren, wendet sich Pyra als Erster dem Alexandriner zu, den drei Jahre hernach Zachariäs „Renommist“ so zu sagen zum klassischen Vers des komischen Heldengedichts erhob.[2]) Hierin und in dem Umstande, daß

[1]) Heutzutage würde man dieselben wohl überhaupt gar nicht für Gedichte halten, aber damals that man es; sagt doch z. B. Gottsched in seiner „Kritischen Dichtkunst“: „Ganze Heldengedichte können in ungebundener Rede geschrieben werden.“

[2]) Es herrscht dabei stets das Prinzip, Reimpaare mit stumpfem und solche

der „Renommist“ die ganze Gattung erst überhaupt als fest ausgeprägte, ausgebildete Kunstform in Deutschland heimisch machte, liegt eben die große geschichtliche Bedeutung desselben.[1]) — Man hat bisher immer geglaubt, Zachariä habe den Alexandriner in Anlehnung an der Frau Gottsched Lockenraub-Übersetzung gewählt; das aber ist ganz unmöglich, denn das Versmaß der Gottsched ist überhaupt nicht der Alexandriner gewesen, sondern das folgende:

— ◡ — ◡ — ◡ — || — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ a
— ◡ — ◡ — ◡ — || — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ a
— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ — b
— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ — b.

Der „Renommist“ und Frau Gottscheds Übersetzung erschienen im gleichen Jahre, der erstere seit Januar, die letztere zu Ostern 1744; ihre „Widmung“ ist datiert vom 13. April 1744, die „Vorrede“ „geschrieben“ in der Ostermesse 1744. Demnach kann Zachariä das Werk der Frau Gottsched im Druck nicht gekannt haben. Andererseits liegt es ungemein nahe, anzunehmen, daß Zachariä nicht frei geblieben sei von der Beeinflussung durch eine Arbeit, auf der das Auge seines Meisters Gottsched so sorgfältig geruht hatte, wie gerade auf dieser Lockenraub Übersetzung. Ich bin infolgedessen der Ansicht, daß Zachariä Einsicht hatte in das Manuskript der Frau Gottsched. Ob er schon damals die genügende Fertigkeit im Englischen hatte, um Pope im Originale zu lesen, wissen wir nicht; die prosaische Übersetzung eines Ungenannten vom „Lockenraube“ (1739) kannte er höchst wahrscheinlich.

Der „Renommist“ kann nicht vor Ostern 1743 entstanden sein, wo Zachariä die Universität Leipzig bezog, denn das ganze Gedicht verrät deutlich genug die persönliche Anschauung des Studentenlebens und Leipziger Örtlichkeiten.[2])

---

mit klingendem Ausgang abwechseln zu lassen, weil der Reimwechsel a b a b nicht dem epischen, sondern dem elegischen Versmaß der Alten entspricht.

[1]) Daß sich Zachariä selbst als einen der ersten, wenn nicht den ersten komischen Heldendichter ansah, beweist folgende Stelle aus der den „Scherzhaften Epischen Poesien“ von 1754 als Widmung vorangestellten „Ode an den Freyherrn Eberhard von Gemmingen“: . . . . „(die hohen Töne der komischen Epopöe), die unnachahmlich dem Deutschen noch sind.“

[2]) Die Anmerkungen der Muncker'schen Ausgabe, die ich nachgeprüft habe,

Es kann, nachdem ich die geschichtliche Bedeutung des „Renommisten“ gewürdigt habe, unmöglich meine Aufgabe sein, alle die Nachahmungen zu besprechen, oder auch nur aufzuzählen, welche der „Renommist“ hervorrief. In einer litterarischen Epoche der Nachahmung, wie das 18. Jahrhundert ja war, kann es nicht Wunder nehmen, daß sie für zwei Jahrzehnte die Schaubühne der Poesie überschwemmten. Aus der ganzen großen Flut führe ich nur einige wenige an: Dusch: „Das Toppe“ (1751), „Der Schooßhund“ (1756); Triller: „Der Wurmsaamen“ (1751); Uz: „Der Sieg des Liebesgottes“ (1753), berühmt durch die Anfeindungen Bodmers und seiner Anhänger und von Dusch in einem besonderen Briefe seiner „Critischen und Satyrischen Schriften“ getadelt; Schönaich: „Der Baron oder das Picknick“ (1753); Löwen: „Die Walpurgis Nacht“ (1756); Eberle: „Der verlohrne Hut“ (1761); Krauseneck: „Die Saloppe“ (1765); Rathlef: „Der Schuh“ (1772); Milbiller: „Schlittenfahrt im Lande der Hinkenden“ (1777) u. a. m.

Auch Goethes Freund Horn hatte sich in Anlehnung an Zachariä im komischen Heldengedicht versucht, und dies veranlaßte Goethe zu folgender Äußerung im VI. Buche von „Dichtung und Wahrheit“: „Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; da denn zuletzt unter den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird. Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg zu dieser Bemerkung. . . . Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergetzte unser kleines Publikum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der „Walpurgisnacht“ von Löwen oder dem „Renommisten“ von Zachariä gar wohl messen könne.“

Merkwürdig ist es, daß die Nachfolger Zachariäs allmählich wieder zurückkehrten zu dem Standpunkte, den jener eben erst so

---

und die zum großen Teile von dem als Kenner Alt-Leipzigs anerkannten Dr. Wustmann, Oberbibliothekar an der Stadtbibliothek zu Leipzig, herrühren, geben über diese Örtlichkeiten vollkommen genügenden Aufschluß. Ich kann mich also damit begnügen, auf sie zu verweisen.

glücklich überwunden: die Personalsatire machte sich wieder breit! Schon Dusch begann einige Stellen aus deutschen Epen von Schönaich und Naumann mit satirischer Absicht zu parodieren; Uz stichelt auf die geschmackverderbenden Epen der mizraimischen Dichter, und Klopstock besonders, sowie seine Anhänger werden mit ihrer seraphischen Göttersprache noch 1786 in Sanders „Neuem Rabelais" verspottet.

Aber auch in der Form schwankte man wieder zum Alten zurück, benutzte von neuem die Prosa. So war schon Löwens „Marquise" wenigstens zum Teil in Prosa verfaßt, dann 1765 Riedels „Trappenschüzze" vollkommen, vor allem auch Thümmels „Wilhelmine" (1764).

Diese war gleich nach ihrem Erscheinen so verbreitet, daß Nicolai seinen „Sebaldus Nothanker" am besten dadurch zu empfehlen glaubte, daß er ihn als eine Nachahmung der „Wilhelmine" einführte, die in der That von den komischen Heldengedichten nach Zachariä das beste und feinste ist und wie der „Renommist" eine geschichtliche Bedeutung besitzt. Sie ist die letzte komische Epopöe, die wirklich viel und gern gelesen wurde. Seit den 70er Jahren dagegen verlor sich in Deutschland allmählich der Geschmack an komischen Heldengedichten, und nur einzelne Autoren, wie Weppen (1741—1812) oder Ratschky (1757—1810) blieben denselben treu.[1]) An ihre Stelle traten die Travestieen von erzählenden Gedichten ernsten Inhalts, z. B. Michaelis: „Leben und Thaten des theuern Helden Aeneas", 1771; Blumauer: „Virgils Aeneis travestiert", 1784, ꝛc.

Ein später Ausläufer des komischen Epos ist etwa noch Kortums „Jobsiade" (1799); im 19. Jahrhundert aber hat es gänzlich aufgehört zu leben. Immermanns „Tulifäntchen" oder Baggesens

---

[1]) Einen Beleg für den Verlust des Geschmacks an komischen Heldengedichten enthält folgende Stelle aus einer 1772er Rezension in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" (über „Lobrede auf das Bier", S. 4): „Dergleichen Werke der Einbildungskraft sind unerträglich, weil sie mit kaltem Herzen, aber doch mit einem gewissen Schwung, der Begeisterung seyn soll, niedergeschrieben werden, und sie erinnern uns an die Zeit der epischen Poesie, die Herr Zachariä ehemals bey uns eingeführt hatte."

„Adam und Eva“, an die man versucht sein könnte, zu denken, sind viel zu wenig grotesk und viel zu fein. —

Noch einmal erinnere ich daran, daß die Skizze der Geschichte des komischen Epos, wie ich sie im Voraufgehenden entworfen habe, nur dazu dienen sollte, die historische Bedeutung des „Renommisten“ würdigen zu können. Ebenso wichtig jedoch ist die kulturgeschichtliche Bedeutung desselben, die ich nunmehr darzustellen in Angriff nehme.

Der dichterische Wert des „Renommisten“ ist nur ein geringer. Zwar giebt es wohl kaum einen glücklicheren Stoff für das komische Epos, als die damalige Studentenwelt, die in phantastischem Idealismus edle und lächerliche Züge vereinigt, zwar besaß der „Renommist“ das, was den Wert eines komischen Gedichts stets am meisten erhöht, den Reiz der frischen Gegenwart, zwar hat Zachariä den Ton gewisser Klassen meisterhaft getroffen, aber der „Renommist“ zeigt, wie die meisten Arbeiten unseres Dichters überhaupt, allzu große Ungleichmäßigkeiten; die Bilder und Gleichnisse, fast durchgängig allzu lang ausgesponnen, sind nur teilweise gut, teilweise wieder ganz schlecht, die Reden reizen fast ohne Ausnahme zum Gähnen, der Dichter versteht nicht die große Kunst, sich einzuschränken, der Alexandriner trägt auch nicht dazu bei, einen frischeren Zug in das Ganze zu bringen, und oft genug schaut aus einem füglich überflüssigen Verse die verlegene Reimnot heraus.

Die Handlung — ganz abgesehen davon, daß sie durchaus nicht einheitlich aufgebaut ist, daß sie sich streng genommen in mehrere Zweige zerspaltet — ist für sechs volle Gesänge mit 2052 Versen doch fast ein wenig zu mager und erst im Beginn des III. Gesanges kommt sie ins Rollen. Ein aus Jena relegierter Student flüchtet nach Leipzig, trifft hier seine alten Freunde von Torf, Banner und Krach und vollführt mit diesen eine ganze Reihe die Stadt in Aufregung versetzender Streiche. Alles vereinigt sich, ihn zu den feinen Leipziger Sitten zu bekehren; vorübergehend scheint die Liebe zu der schönen Selinde eine günstige Wirkung in diesem Sinne ausüben zu sollen, allein nach einem Zweikampf mit Selindens Liebhaber Sylvan verläßt er Leipzig roh und wild, wie er gekommen, und reitet mit seinen Genossen nach Halle.

Das ist das Gerippe einer Handlung, die uns nichts anderes,

als eine unbezwingliche Langeweile abnötigen würde, wäre sie nicht von einer unerschöpflichen Fülle heiteren, spannenden, originellen Beiwerks umgeben, von dem wir gestehen müssen, daß es eine Meisterhand immer an die rechten Stellen verteilte. Hier in der Kleinmalerei liegt die Hauptstärke, hier die wohlberechnete komische Wirkung des ganzen Gedichts.

Da ist zunächst die Satire! An die des Moscherosch manchmal erinnernd, wird sie überall eingestreut, bald in einem einzigen, unscheinbaren Worte, einem epitheton ornans etwa, bald in einer unvermuteten Wendung, in einem Vergleiche,[1]) in einer einfachen Gegenüberstellung.[2]) Der Ehebruch, Mesalliancen, die Schmeichelei und höfische Liebedienerei, der Aberglaube, das Nachäffen ausländischer Sitten und Gebräuche, Modethorheiten, des Goldes und der Tressen Wirkung auf junge Mädchenherzen, der Gang der Frauen, Staatsleute „voller Wind", die „dunklen Weisen" im Hörsaal, abgedankte Dichter, der Bauer, der zum ersten Male verblüfften Gesichts die Oper besucht — das alles hat unter der satirischen Brille Zachariäs eine scharfe Prüfung und Zergliederung zu bestehen. Meistens satirischer Art sind auch die litterarischen Anspielungen (Vers 1198, 1216, 1250 fg., 1587).

Die Charakterzeichnung ist eine meisterhafte; der achtzehnjährige Student Zachariä muß scharfe Augen gehabt haben, um so eingehend und trefflich beobachten zu können. Da ist jede leiseste Regung des Gemüths geschildert, jedes Wort ist bezeichnend für den, der es spricht, jeder Gesichtsausdruck, jede Stellung, jede Bewegung der handelnden Personen ist berechnet und charakteristisch, und zählt man alle diese kleinen Züge zusammen, so sieht man, wie sich alle zu zwei Typen verdichten lassen: zum Renommisten und zum Stutzer. Der Gegensatz dieser beiden war kein erfundener, sondern bestand damals in der That, und die Verschiedenheit der Sittenzustände unter der Jenaer Studentenschaft einerseits und der Leipziger andererseits war sein Grund.

---

[1]) V. 545. Die jungen Stutzer ziehn wie Kraniche davon.
[2]) V 404. . . . . was oft ihr Mund verneint, und doch ihr Herz gewährt.
V. 716. Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee.

Hier betreten wir nun das Gebiet der Kulturgeschichte,[1]) und es drängt sich die Frage auf: kann der „Renommist" als kulturhistorische Quelle betrachtet werden, oder nicht? Der Beweis, daß er es kann, ist leicht zu erbringen durch Goethes Zeugnis („Dichtung und Wahrheit", Hempel 21, 37). „Zachariäs „Renommist" wird immer ein schätzbares Dokument bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anschaulich hervortritt, wie überhaupt seine Gedichte Jedem willkommen sein müssen, der sich einen Begriff von dem zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zustande des damaligen Lebens und Wesens machen will." Auch eine Rezension in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", Bd. 12, St. 2, S. 399 rühmt „die lebhaften Schilderungen der heutigen Sitten." —

Jena[2]) und Halle, denn auch dieses wird, obwohl hier Thomasius und die Pietisten auf die „Befreiung der Studenten von der Bestialität" hinarbeiteten, mit Recht in Gegensatz zu Leipzig gestellt, kennt man aus dem vom 15. August 1730 datierten „Gutachten des Universitäts-Canzlers und königl. preuß. Geh. Rathes Joh Peter von Ludewig über die Zustände der Universität Halle" und aus dem 1739 verfaßten „Gutachten des königl. Directors der Universität Halle, des Geheim Rathes Just. Henning Böhmer über die Verbesserung der Universität Halle" als von einer Rohheit durchdrungen, die so groß war, daß uns nur wundern muß, wie sie später so schnell zu beseitigen war. Den Glanzpunkt derartiger Ausschreitungen bildeten Raufereien der Studenten unter einander, mit den Wachtmannschaften, bisweilen auch mit den Offizieren der Garnison. Freilich das 17te Jahrhundert hatte ein noch viel schlimmeres Bild abgegeben, als das 18te, und schon aus dem 13ten Jahrhundert kann man Klagen über die Studentenschaft nachweisen. Buläus in seiner „Historia universitatis Parisiensis", tom. 3, S. 95, vermittelt uns das erste, 1218 verfaßte Aktenstück, das gegen die Zügellosigkeit der Studentenwelt gerichtet ist, und 1223, 1225 und

---

[1]) Biedermanns „Deutschland im 18. Jahrhundert" bot mir für diesen Teil manche Belehrung.

[2]) Zachariä selbst ist niemals in Jena gewesen, aber viele in ihren späteren Universitätsjahren nach Leipzig kommende Jenenser gaben ihm treue Berichte.

so fort in kurzen Zwischenräumen erneuern sich die heftigsten Beschwerden. Meyfart in seiner „Christlichen Erinnerung" (1636) und Moscherosch im 7. „Gesichte" des VII Teiles seines berühmten Werkes sprechen sich auf das bitterste gegen das Studentenleben des 17. Jahrhunderts aus. Aber mochten sich auch die Verhältnisse im 18. Jahrhundert im Allgemeinen gebessert haben, so wurde der Unterschied zwischen Jena-Halle und Leipzig dadurch nur noch schärfer hervorgehoben, daß letzteres sich im Anschluß an französische Sitten seit Beginn des Jahrhunderts plötzlich einer ganz ausgesucht feinen, ja übertrieben polierten Lebensweise befleißigte. Dazu kam, daß in Leipzig, wie Schlosser in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" sagt, „die Mißbräuche des Studentenlebens durch die Größe der Stadt, durch die Anzahl der nach der Sitte jener Zeit mit ihren Hofmeistern dort studierenden Herrn der ersten Stände gemildert wurden." Damit soll freilich nicht behauptet sein, daß die sittlichen Zustände in Leipzig etwa gute und musterhafte gewesen seien, nein! — Goethe konnte mit Recht das „verfluchte Leipzig" beschuldigen, junge Männer „so schnell wegbrennen zu lassen wie eine Pechfackel". Allein hier in Leipzig wurde alles, was faulig und angefressen war, versteckt unter den glänzenden Mantel der äußeren Wohlanständigkeit, unter feinen Formen, sauberen Spitzentüchern und gestickten Kleidern.

Laukhard in seiner „Autobiographie" Bd. I, S. 254 erzählt folgendes Zwiegespräch, das ich anführe, einmal, weil es aus der Feder eines mitten im Studentenleben stehenden Verfassers geflossen, also als eine wahrheitsgetreue Schilderung zu betrachten ist, andererseits, weil mir die Ähnlichkeit desselben mit dem Grundgedanken, dem Plane, der Anlage des „Renommisten" auffällig in die Augen sticht.[1])

„Ein gewisser Sturm", erzählt Laukhard, „war in Göttingen, den ich in Gießen gekannt hatte, das wußte ich und suchte ihn auf. Nun, Bruder, sagte ich zu ihm, wie sieht's denn hier aus mit dem Comment?

Sturm: Schofel, Bruder, sehr schofel! Die Kerls wissen dir den Teufel, was Comment ist, halten ihre Commerse in Wein

[1]) Bemerkt sei, daß Gießen in demselben Ruf wie Jena, Göttingen dagegen, das 1740 zur Blüte gelangte, in demselben wie Leipzig stand.

und Punsch, saufen ihren Schnaps aus lumpigen Matiergläsern,[1]) lassen sich alle Tage frisieren, schmieren sich mit wohlriechender Pomade und Eau de Lavende, ziehen seidene Strümpfe an, küssen den Menschern die Pfoten; kurz, Bruderherz, der Comment ist hier schofel.

Ich. Aber doch nicht allewege?

Sturm. Nein, Brüderchen! es giebt noch derbe Kerls; aber die stehen wenig in Ansehen, man hält sie für liederlich, und deswegen müssen sie für sich leben und miteinander ihre Sachen allein treiben.

Ich. Hör', Bruder, so viel an uns ist, müssen wir den Comment wieder herstellen, oder gar einführen à la Jena.

Sturm. Hast Recht, aber das wird schwer halten." —

Im „Renommisten" nun wird der Gegensatz dieser beiden Städte, oder besser Städtegruppen, dargestellt an den beiden Typen Raufbold und Sylvan. Neben ersterem stehen seine drei Genossen von Torf, Banner und Krach, neben letzterem als Vertreterin der weiblichen Stutzerwelt die Geliebte Sylvans, Selinde.

Die Renommisten,[2]) die auch „Raufer", „Schläger" oder „Stürmer" genannt werden, sind das Urbild eines rechten Burschen. (Die Studenten mußten in großen, kasernenartigen Gebäuden, mittellateinisch bursa [„Bursen"] unter Aufsicht eines Professors zusammenwohnen; von diesen Gebäuden wurde der Name dann auf die in denselben Wohnenden übertragen). Was damals der Student

---

[1]) Mattieren, technische Operation, durch welche Metall oder Glas ganz oder teilweise mit einer feinkörnigen, matten Oberfläche versehen wird.

[2]) Was man sich zu Zachariäs Zeit unter einem Renommisten vorgestellt hat, zeigt Dusch a. a. O. I, S. 325: „Ein Renommist ist ein Mensch, der gerade alles das thut, was den äußerlichen Wohlanstand, und die guten Sitten beleidiget; ein Mensch, der seine Ehre in einem leeren Kopf, einen vollen Magen, einer lüderlichen Kleidertracht, im Unsinn, und in Zänkereyen suchet. Die Universität ist die Scene dieser Helden, sie tragen alles, was fremd ist, und ein freches Ansehen machen kann: stecken bis zum Unterleibe in Stiefeln, bis an den Ellenbogen in Handschuhen, und schleppen eine halbe Straße weit das Ohrband (Ortband, Beschläge an der Spitze [ort] der Scheide) eines langen Degens hinter sich her." Eine Abbildung eines solchen Renommisten befindet sich in Bd. I von Westphals „Portraits".

unter einem Burschen begriff, zeigt der Gesang eines gewissen Hild aus Saarbrücken:

Wer ist ein rechter Bursch? — Der so am Tage schmauset,
Des Nachts herumschwärmt, wetzt,
Der die Philister schwänzt, die Professores prellt,
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt.
Und den man mit der Zeit, wenn er gnug renommieret,
Zu seiner höchsten Ehr aus .... relegieret.

Mit dem Bürgertum und seinen Gesetzen ist es den Renommisten unmöglich, Frieden zu schließen, denn was Philister heißt und vom Philister kommt, ist ihnen verhaßt. Aller ernsten Arbeit, aller Wissenschaft[1]) feind, sind sie anmaßend und prahlerisch, rücksichtslos und durch ein Nichts sofort tief beleidigt. Aber durch ihre ungeschminkte Natürlichkeit, ihre derbe, kernige Sprache, durch das ans Ideale nahe angrenzende selbstlose Einsetzen ihrer ganzen Person oft um ein Nichts gewinnen sie bald unser Herz, zumal sie zwei glänzende Eigenschaften besitzen: bescheidene Zufriedenheit selbst mit dem härtesten Loose und treue, unverbrüchliche Freundesliebe.

Die Stutzer, „die galante Welt“, „die art'ge Welt“ sind die verkünstelten Weltmänner in all' ihrer geschraubten Unnatürlichkeit; sie arbeiten in Gefühl, aber das ist bei ihnen eine falsche Waare; sie prahlen noch mehr als die Renommisten, aber es ist bei ihnen noch weniger dahinter; sie spielen mit ihrem verzärtelten Herzchen, aber der Schlag desselben ist matt und träge; sie sind nicht deutsch, sondern französisch, und arten nur allzu leicht in die sogenannten „petit-maîtres“ aus, die „Stutzdocken“, die ihre Muttersprache mit französischen Formeln untermischen,[2]) die nichts anderes

---

[1]) Vgl. dazu Laukhard „Autobiographie“ S. 99: „Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen.“ — Wo ich in den Anmerkungen, wie hier zum ersten Male, von Zeit zu Zeit eine Stelle zur Vergleichung anführe, geschieht dies, um durch andere Zeugnisse, die dasselbe aussagen wie der „Renommist“, des letzteren Glaubwürdigkeit in kulturgeschichtlichen Fragen noch mehr zu bestätigen, als ich es oben schon durch Goethes Zeugnis gethan, zum anderen aber, um klarzulegen, wie jeder nur halbwegs dazu geeignete Gegenstand des täglichen Lebens nicht blos von Zachariä, sondern überhaupt im 18. Jahrhundert ganz im besonderen besungen wird, wie sich um jeden so zu sagen eine ganze Litteratur bewegt.

[2]) Vgl. dazu die Menge französischer Worte in Trömers (1698—1756) „An

bedeuten, als was man heute unter einem „zahmen Engländer" versteht. Titel und Adelstand stehen bei ihnen in hohem Ansehen; sie lassen sich „Herr Baron" oder „Ihro Gnaden" anreden, ja selbst der derbe Renommist muß sich gefallen lassen, als „von Raufbold" vor Selinde zu erscheinen. Widerliche Zierbengel sind sie, die man immer nur mit Handschuhen anfassen möchte, zarte Rococcofigürchen, die leicht zerbrechen, dabei dumm wie der Pagode, der blödsinnig mit seinem Kopfe nickt, oder wie der Papagei, der ein paar eingelernte Redensarten herplappert, und stolz auf ihr Spitzengewand, wie der Pfau auf seine bunten Federn.[1])

Gleich in der Kleidung unterscheiden sich Renommisten und Stutzer wesentlich von einander: wer ihre Röcke ansieht, sieht ihren Charakter.

Die Renommisten, welche sich im Gegensatz zu den glattrasierten Stutzern die Bärte stehen lassen, tragen den kurzen, jenensischen, ungesteiften Rock, über den von der Schulter zur Hüfte eine große Peitsche geschnallt wird. Caput oder Capot genannt, ist er meist aus flauschigem Stoff angefertigt und versehen mit einer Kappe, die auf den Rücken herabhängt und bei Sturm oder Regen als Deckung des Kopfes benutzt werden kann. Von ihm zur Linken seitwärts herab schwankt das große „Rauferschwert", das „Mordgewehr" mit seinem mächtigen „Stichblatt", einer zum Schutze der Hand am Degengefäß angebrachten Platte. Mit ihm „wetzen" sie auf dem Pflaster, daß die Funken stieben und die Fensterscheiben der Häuser erklirren [2]) Eine leichte, gelbe Weste schaut unter dem kurzärmeligen Rock hervor, über dessen Kapuze ein keckes Zöpfchen

---

Königk von die Pohl und Chur-Fürst in die Sackß ßu Ihr Gebuhrß-Tagk" (1741) und in anderen Werken desselben Verfassers. Ich wähle gerade dieses, weil darin viel über Leipziger Verhältnisse geredet wird, wovon ich später manches gebrauchen werde. — „Leipziger Almanach der deutschen Musen" 1770, S. 216: „Warnung wider den Gebrauch der fremden Wörter".

[1]) Vgl. „Almanach der deutschen Musen", Leipzig 1771, S. 60: „Stutzerballade". — „Unterhaltungen", Bd. 9, St. 3, Nr. 8: „Stutzerballade, eine artige Tändeley".

[2]) Vgl. Moscherosch, 7. „Gesicht" des VII. Teiles: „andere . . . haueten in die Stein" (also das Wetzen war schon eine studentische Unsitte des 17. Jahrhunderts). — Laukhard „Autobiographie" S. 99: „hieb einigemal ins Pflaster".

schaukelt, und sie ist ausgeschnitten genug, um das schmutzige Oberhemd sichtbar werden zu lassen. Hohe Stiefeln mit Sporen, ein tüchtiger Knüppel in der derbbehandschuhten Rechten, ein großer Schlapphut, der unter Umständen als Kopfkissen dient, vervollständigen ihre Ausrüstung.

Ganz anders die Stutzer! Sie gaben sehr viel auf die Kleidung, ja durch sie glaubten sie ihre Damen am allermeisten verehren zu können, und sie schwuren auf das damals in Sachsen geläufige Sprichwort: „man sieht den Leuten auf den Kragen, nicht in den Magen.“ Gegen die verschwenderische Pracht ihrer Kleidung eiferten Luxusgesetze in Menge,[1]) aber vergeblich! Die Mode blieb lange Zeit so überladen, wie sie war, und hatte nur das eine Gute, daß sie seltener zu wechseln pflegte, als heute. Zur späteren Rückkehr zu wieder etwas mehr Natürlichkeit und Einfachheit in der Mode trugen die Einwirkung der Rousseau'schen Ideen und vielleicht auch die Zeit des Sturms und Drangs wesentlich bei. — Vor allem mußten Kopf und Fuß „galant“ sein. Dies zu bewerkstelligen brauchte man 2—3 Stunden vor dem Nachttisch oder dem goldrahmigen Spiegel. Der Fuß wird gekleidet in einen weißen, seidenen Strumpf, der bis zum Knie reicht; der Schuh ist mit Band besetzt, und Schnallen aus böhmischen Diamanten zieren ihn. Täglich läßt man sich frisieren. Aus sorgfältig abgemessenen „Papiljoten“ werden mit Hilfe des Brenneisens Locken gedreht, aus diesen wieder ein schroffes „Toppee“[2]) aufgebaut, das oben in eine Spitze ausläuft und, während der Stutzer durch ein leinenes Puderhemd geschützt ist, mit Waizenmehl überstäubt und mit Pomade, Öl, Jasmin und Lavendel eingesalbt wird.[3]) Um aber dies Wunderwerk von Frisur nicht zu zerstören, trug man den großen, mit Tressen und Federn besetzten Hut in der Hand, man „lief Chapeaubas“. — Man wechselte öfters des Tages das Kleid; früh ließ es sich der Stutzer im seidenen Schlafrock und den weichen Pantoffeln bequem sein, später trug er um den Hals ein schwarzseidenes, am Kinn in

[1]) So schon 1626 die „Leipziger Kleiderordnung“, die besonders die Ausländerei in Modesachen tadelnswert findet.

[2]) Vgl. „Leipziger Musen-Almanach“, 1772, S. 102: „Eine hohe Frisur.“ —

[3]) Vgl. Zachariäs „Sehnsucht nach Einsamkeit“. Hier verdammt er allen Ernstes den „Mehlstaub“ und „den theuren Ambraduft im Haar des Höflings.“

eine Schleife gebundenes Band, ein Oberkleid aus aschenfarbigem Modesammt, auf welches ausgeschnittenes und bemaltes Laubwerk genäht war, eine hellblaue Atlasweste, eingefaßt mit breitgewirkten Goldstreifen, und eine Hose aus schwarzem Atlas, aus deren Tasche das Uhrband heraushängt. Die Damen, die ihr Gesicht mit Schminke behandeln und mit Schönheitspflästerchen, sogenannten „Muschen" (französisch mouche, die Fliege) bekleben, tragen eine Schnürbrust und den weiten Reifrock,[1]) dem es gelang, sich bis in die 80er Jahre zu halten. Sie, wie die Herren, sind mit Spitzen, Bändern, Flittergold, Schleifen und Blumen überschüttet, putzen sich durch Spitzenmanchetten und lassen zarte Schnupftücher aus ihren Taschen hervorsehn.[2]) Außerdem tragen die Herren einen Degen an der Seite, der jedoch zum Zeichen ungefährlicher Friedlichkeit mit einem weißen Bande umwunden ist, einen Spazierstock aus indischem Rohr, gekrönt mit einem Frauenkopf aus Meißner Porzellan, während zur Ausrüstung der Damen ein Sonnenfächer aus Elfenbein[3]) unbedingtes Erfordernis ist. Damit man sich aber seine so künstlich zusammengestellte Kleidung nicht etwa in Unordnung bringe, fuhr man meist entweder in einer Karosse, oder ließ sich noch lieber in einer Sänfte befördern.[4])

Auch in den Lieblingsgenüssen unterscheidet sich die Gruppe der Renommisten wesentlich von derjenigen der Stutzer.

Die Renommisten verehren zwei Gottheiten: den Bacchus und den Vulkan. Daß die Studenten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts recht wacker zu zechen verstanden, erhellt aus Dreyhaupts „Chronik des Saalkreises" Bd. 2, S. 64, wo es zum 20. August 1734 heißt: es „soff sich ein fremder, armer Studio-

---

[1]) Vgl. Trömer, a. a. O. „Fischbein-Rock".

[2]) Vgl. Trömer, a. a. O. „. . . ehn Schnuptuck ehn Dieb ath aus mein Poche keohl, Wie ick ßu erste mal in Leipßigk arrivir, Mein Liebst ath mir die Tuck mit uff die Reiß spendir."

[3]) Vgl. dazu: 1) Zachariä, „Oden" IV, „Die Dose": „Der Fächer ward dem Frauenvolk gegeben".

2) „Teutscher Merkur", 1774: „Auf Adelaidens Fächer".

3) „Leipziger Almanach der deutschen Musen", 1773, S. 89. „Auf den Fächer einer künftigen Stiftsdame".

[4]) Vgl. Trömer, a. a. O. „. . . bald komm ehn Porte-Chaise, die schrey he! vor keseh!"

sus theologiae zu tode." Obwohl aber im Ganzen damals weit weniger Bier gebraut wurde als heute, war die Trunksucht doch nicht etwa blos in Studentenkreisen verbreitet, sondern war sogar als ein triftiger Entschuldigungsgrund für Verbrechen vor Gericht allgemein beliebt. Zur Zeit Zachariäs ward unter den Leipziger Studenten das „Wurzener Naß" nicht weniger gern getrunken, als es zu Goethes Zeit das Merseburger ward. Dieses Braunbier nahm man besonders gern aus Paßgläsern (hohe, durch Pässe oder Reifen am Rande in gleiche Teile eingeteilte Gläser), in welche man es aus einer Lase (bauchiges Henkelgefäß mit einer Schnauze) einfüllte. — Der Tabak oder Knaster, der zweite der renommistischen Lieblingsgenüsse, aus Amerika stammend, wurde aus angerauchten Thonpfeifen[1]) genossen, die man mit einem Fidibus in Brand steckte. Der Tabaksbau war in Deutschland schon während des 17. Jahrhunderts eingeführt worden, so in Brandenburg, wo Friedrich II. später den Tabak eine Zeit lang mit einem Monopol belegte, ferner in Baiern, Thüringen und der Pfalz. Heute ist — wie beim Biere — der Verbrauch des Tabaks im Verhältnis zum 18. Jahrhundert bei weitem größer geworden, und eine alte Erfahrungsthatsache ist es, daß biertrinkende Länder immer viel mehr Tabak verbrauchen als solche, in denen das Bier nur wenig beliebt ist. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts kannte man nur die Pfeife; erst durch die spanischen Soldaten Napoleons machte man die Bekanntschaft mit den Cigarren. —

Der Stutzer Leibgetränk ist der Kaffee. Dieser war zuerst im Norden Deutschlands heimisch geworden. 1680 hatte der holländische Arzt Boutekoe das erste Kaffeehaus in Hamburg angelegt. Hier bildete dann im 18. Jahrhundert das Dreyer'sche Kaffeehaus den Mittelpunkt eines geistig regsamen Kreises, dem die bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten Hamburgs, Hagedorn an der Spitze, angehörten. Ebenfalls schon aus dem 17. Jahrhundert stammt in Leipzig der „Caffeebaum" in der Klostergasse, und 1725 gab es in Leipzig bereits acht Kaffeehäuser, von denen wohl das Richter'sche das besuchteste war; namentlich in der Messe fanden sich hier viele

[1]) Vgl. Trömer a. a. O. „Nack Tisch bey langke Feiff."

Fremde zusammen. In die Dörfer drang der Gebrauch des Kaffees langsamer, als in die Städte; zu einer allgemeinen Sitte wurde er überhaupt erst nach dem siebenjährigen Kriege, aber von jeher überwog er den Verbrauch des Thees. In Preußen behielt sich Friedrich II. einige Jahre lang das Kaffeebrennen und den Vertrieb des gebrannten Kaffees als sein Monopol vor und ließ dasselbe von einer aus Frankreich berufenen Regie verwalten. Privatleuten war es untersagt, sich ihren Kaffee selber zu brennen, und um die genaue Durchführung dieser Maßregel zu überwachen, stellte er ausgediente Soldaten als sogenannte „Kaffeeschniffler“ an.[1]) Merkwürdig ist es und bezeichnend, daß mit der Blüte der Anakreontik der Wein den Kaffee in seiner Eigenschaft als Galagetränk der feinen Welt verdrängte; Zachariäs „Ode an Herrn E(bert)“ (Buch IV der „Oden“) weiß sich noch nicht so recht mit dieser Ablösung zu befreunden und erwähnt in einem Atem Kaffee und Wein neben einander. — Ein anderes bei den Stutzern in großer Beliebtheit stehendes Genußmittel ist der „Rappee“[2]) (râpé), geriebener Schnupftabak, den man in zierlichen Dosen[3]) verwahrte. Aus der Pfeife zu rauchen galt bei den Stutzern für unfein.

Was die Lieblingsbeschäftigungen unserer beiden Gruppen anlangt, so ist folgendes zu bemerken.

Die Renommisten sind ein sangesfreudiges Völkchen; sobald sie

---

[1]) Vgl. 1) Zachariä: „Schnupftuch“ I, „Verwandlungen“ II und III, wo der Kaffee des öfteren erwähnt wird.
2) Derselbe: „Einladung an Herrn E(bert)“: „Was fürchten wir des Nordwinds Wüten an einem bunten Caffeetisch?“
3) Trömer a. a. O. „Wir müß trinck ehn Caffee.“
4) Schwabes „Belustigungen“ 1741, Julinummer: „Caffeegedanken von T. L. P.“
5) Christoph Ludwig Pfeiffer: „Scherzhaftes Lobgedicht auf den Caffee“
und viele andere mehr, besonders in den Almanachen.

[2]) Vgl. Zachariä: „Die Dose“ („Oden“ IV): „. . . So nehm ich nur vermessen und voller Stolz Rappee,“ und „. . . So laß nur nie Rappee der treuen Dose fehlen!“ — „Der Schnupftabak“. Eine Ode von S., Hamburg, 1753.

[3]) Willamov im „Leipziger Musen-Almanach“ 1772, S. 69: „Auf das Emblem einer goldenen Dose.“

einen tollen Streich verübt haben, stimmen sie mit rauher Kehle ein wildes Siegeslied an; sobald sie von ihrem Strohlager aufstehn, sobald sie sich zum Biere setzen, singen sie „ein jenisch Lied“, und wenn sie mit Pedellen, Schnurren und Häschern in Fehde geraten, brausen ihre Schlachtgesänge durch die Nacht, von Zeit zu Zeit durch ein lautes Pereat unterbrochen. Ganz besonders scheint alles, was Glas heißt, ihre Zerstörungswut zu erregen, denn Torf zertrümmert sowohl die Biergläser, als auch die Laterne an Schubarths Haus an der Ecke des Barfußgäßchens, und auch der Professor Wolfgang Heyder spricht in einer entrüsteten, auf uns gekommenen Rede davon, daß der Student leider so gern „mit Steinen in die Fenster wirft.“ — Verließ ein Student die Universität, so berief er seine Freunde zu einem Abschiedsschmaus, bei dem der „Praeses“ einen Schlüssel als Zepter benutzte, und „zum Zeichen ew'ger Treue ward jeder Hut durchstochen“. Ein origineller Vorwand, eine Unmenge Bier zu vertilgen, war das Trinken um die „Scharmante“. Wer von den Nebenbuhlern mehr „Ganze“ als der andere zu bewältigen wußte, dem wurde das Mädchen zugesprochen, obwohl er sie vielleicht gar nicht kannte, und er wurde so zum „Amanten“.

Die Lieblingsbeschäftigungen der Stutzer dagegen sind zahm wie sie selber. Sie lieben das „Lomberspiel“, das auch in England zu Popes Zeit das verbreitetste Kartenspiel war, führen die „Spadilje“ (Pik-Aß) gegen die „Basta“ (Treff-Aß) ins Feld, lieben es ferner, große Gärten anzulegen, die, ursprünglich nur für Privatpersonen gepflegt, dann auch dem größeren Publikum zugänglich werden, z. B. der Bosen'sche, der Apel'sche (später Reichel'sche), der Rudolph'sche, der Lehmann'sche, alle in holländisch-französischem Geschmack. Daneben spielen sie gern das Klavier[1]) und sammeln Porzellan.[2]) Die Herstellung des letzteren ist eine sächsische Erfindung und gab damals fortwährend 700 Arbeitern Verdienst. In Preußen mußten die Juden bei ihren Hochzeiten jedesmal für eine bestimmte Summe aus der königlichen Manufaktur zu Berlin ankaufen.

---

[1]) Vgl. „Phyllis an das Klavier“ im „Leipziger Almanach der deutschen Musen“, 1770, S. 190.

[2]) Vgl. Trömer, a. a. O. „Die so schoen fabricir die Meißnisch Porcelan“. — „Almanach der deutschen Musen“, Leipzig, 1773, S. 26: „Die Porcellan-krämerinn“.

Sogar hinsichtlich ihrer Lieblingstiere unterscheiden sich unsere beiden Gruppen. Die Renommisten lieben das Pferd mit seinem alten, abgeschabten, roten Zaum; auf dieses häufen sie all' ihre Zärtlichkeit, sodaß sie ihr erster Gang nach dem Erwachen stets in den Pferdestall führt, während die Stutzer, und besonders die Damen, stets ihr Schooßhündchen haben, ein Möpschen, das meist Petit heißt.[1])

Bei Charakterisierung dieser beiden Hauptgruppen und bei der weniger ausführlichen, etwas oberflächlicheren Zeichnung einzelner Nebenpersonen, wie des französischen Friseurs Le Grand, des Gratulanten, der bei Hochzeiten für Geld Glückwunschgedichte verfaßt und verteilt, des Dieners, dem Zachariä den vom sächsischen Lustspiel her gewöhnten Namen Johann gab, erfahren wir noch eine ganze Anzahl für die Kulturgeschichte nicht unwichtiger Thatsachen. Zunächst treten uns einige berühmte Namen entgegen: der Professor Joachim Georg Darjes (1714—91), der ein gesuchter Lehrer der Logik und Metaphysik und eklektischer Wolffianer war, der Fechtmeister Johann Wilhelm Kreußler in Jena, der berüchtigte Dieb Louis Dominique Cartouche, Führer einer Gaunerbande bei Paris, geboren 1693, hingerichtet 1721. Ferner erfahren wir und daß man beim Duell den ganzen Oberkörper zu entblößen pflegte, daß am Schlusse des Zweikampfs, an dem sich auch die beiderseitigen Sekundanten beteiligten, eine allgemeine Versöhnung stattfand. — „Der Laternen Glanz", die Vers 125/126 in Zachariä einen so beredten Lobredner finden, wurde erst 1702 in Leipzig eingeführt. In dem Erlaß, durch welchen der Rat diese Neuerung ankündigte, wurde zugleich der fernere Gebrauch der Pechfackeln untersagt, womit bis dahin Fußgänger, Wagen und Sänften ihren Weg durch die finsteren Straßen suchen mußten. Auch der damals bestehende Gebrauch, die seidenen Tapeten, ohne sie festzukleben, an den Wänden herunterhängen zu lassen und die „geschärften Bilderscheeren", mit denen man aus Stoff Blätter oder Verzierungen ausschnitt, um sie auf

---

[1]) Vgl. Schwabes „Belustigungen", 1741, Julinummer: „Trauerrede auf ein Schooßhündchen". — „Leipziger Almanach der deutschen Musen", 1773, S. 118: „Grabschrift eines Schooßhündchens". — Gleim: „Das Möpschen" (i. s. „Versuch in scherzhaften Liedern").

die Kleider zu nähen, sind uns heute fremd. Ganz besondere Anziehungskraft aber haben die Einrichtungen, welche zum Schutze der Leipziger Bürgerschaft vom Stadtrat eingeführt worden waren. Dabei muß man streng scheiden zwischen Stadtsoldaten einerseits und Häschern oder Schnurren[1]) andererseits. Erstere lagen in den Thoren der Stadt, um den Zinsgroschen zu erheben; es waren meist alte, krüppelhafte Schwächlinge, nur geschaffen, um verhöhnt zu werden, denn die Stadt scheute die Ausgabe, wirklich rüstige und kräftige Männer für vieles Geld an eine Stelle zu beordern, die dessen so wenig bedurfte, als eben die niemals gefährdeten Thore. Ganz anders die Häscher! Sie — kräftige Gestalten mit tüchtigen Knochen und Muskeln — haben ihr „Schnurrenreich“ („Schnurrbartei“) unter dem Rathaus auf dem Markte, tragen Helm und Harnisch und zwei gefährliche Waffen, den Springstock („die lange Stange“) und den Fangstock. Muncker ist im Irrtum, wenn er sagt: „Springstock oder Fangstock ist der Stock, mit dem die Häscher die Entspringenden zu fangen suchen.“ Vielmehr hat man unter dem „Springstock“ Vers 1745 die lange Wurfstange[2]) zu verstehen, die man speerartig schoß, unter den „krummgehackten Stangen“ dagegen das, was Muncker unter Springstock begreift, also in Wirklichkeit den Fangstock. Vielleicht haben die Studenten selbst früher einmal Wurfstangen als Waffen benutzt, wenigstens heißt es in einem Tumult-Mandat, das Churfürst Christian von Sachsen 1587 für Wittenberg aufstellte, daß sie „lange Stangen bei sich geführt“. —

Hand in Hand mit den beiden Gruppen der Hauptpersonen laufen die der sogenannten Maschinen tändelnd durch das ganze Gedicht, d. h. kleine Geisterchen oder Sylphen, die stets eine allegorische Bestimmung haben und die auch zweifelsohne dem Werke einen gewissen Reiz verleihen würden, wenn sie nur nicht so sehr angehäuft wären. Da sind die sämtlichen neuen Moden, das ganze Komplimentenheer (Brador, Charmant, Seladon, Florimand), der

[1]) Vgl. Trömer, a. a. O. „. . . Wenn komm die Teuf aus Höll die Nackt-Wäckter marchir. Mit ihr verfluckte Schnurr sie schnurr ehn um die Koff, Daß vor so kroß Erschröck man taumel wie besoff. Ehn mal ehn so Cujon er ath mir so erschröck, Daß vor kans kroß Erschrock ich fall in karstigk Wegk.“

[2]) Vers 1788 wird diese noch einmal deutlich „Stock“ (nicht Stange) genannt.

Spleen, das Hypochonder, die Melancholie, die Verführung, die Verstellung, die List, die falsche Zärtlichkeit, die Zwietracht, die Hinterlist, die Verwegenheit, das (!) Schrecken, das Entsetzen, die Trunkenheit, die Zanksucht, das Spiel, der Argwohn, die Eifersucht, der Neid, der Hohn — und sie alle hätten füglicher Weise wegbleiben können. — Durchgängig reizvoll sind dagegen die bedeutenderen Hauptmaschinen angebracht. Auf Seite der Stutzer steht vor allem die Galanterie;[1]) in ihrem Gefolge nimmt den höchsten Rang der Putz, ihr Liebling, ein, dann folgen die Mode,[2]) die im Möpschenwagen daherkommt, Roman (Amor), Lindan, der Schutzgott Leipzigs (sorbisch lip oder lipa die Linde), endlich der Kaffeegott. Die Renommisten dagegen haben eigentlich nur eine einzige Maschine, den Pandur, der regelrecht von Anfang bis Ende durchgeführt ist, denn die Schlägerei und deren Diener Thanatos schwenken ja auf Bitten Lindans nach der Seite der Stutzer. Was diese Hauptmaschinen so anziehend macht, ist das, daß sie nicht abstrakt gehalten sind, sondern körperlich, daß sie vorgestellt werden können, als hätten sie Fleisch und Bein, daß sie nicht über den Personen schweben, sondern für oder gegen sie handeln, mit ihnen lieben und hassen.[3]) Das Heimatland der Maschinen ist Frankreich; der Abbé Montfaucon de Villars (1635—1673) hatte sie erfunden, indem er in seinem seltsamen Werke „Entretiens du comte Gabalis“ (1670 und öfter) von Sylphen erzählte, welche die Goldmacher besuchen sollten, um sie wegen der Bücher des Averroes, des arabischen Aristoteles-Interpreten, um Rat zu fragen, die sie nicht immer verständen. Hierauf spielt Zachariä an, wenn er im I. Gesange des „Schnupftuchs“: sagt: „die Gabalis erschuf“ und in der „Ode an den Sylphen Ariel“: „seit Gabalis dich schuf.“ Pope hatte es dann übernommen, die Maschi-

---

[1]) Vgl. „Neue Critische Briefe verschiedener Verfasser“, Zürich 1749 — 52. Brief: „Von der Galanterie“.

[2]) „Dresdner Gelehrte Anzeigen“ 1755, S. 179 fg. Pfarrer Blüthners Übersetzung des von der Akademie zu Paris gekrönten Gedichts „Sur la mode“.

[3]) Vgl. Herder: I. „Kritisches Wäldchen“, 12: „(Die Maschinen) dürfen nicht allegorische Abstrakta sein, weil man deren Worte und Handlungen ihrem Wesen zufolge bereits voraus weiß, sondern frei erfundene Personen, denen erst der Dichter in jedem einzelnen Falle ihr Wesen aufprägt.“

nen weiter auszubilden. Während Boileau abstrakte Eigenschaften (Zwietracht, Weichlichkeit, Chikane, Frömmigkeit) zu allegorischen Figuren erweiterte, behielt er den Spleen allein von abstrakten Allegorieen bei und wählte dafür persönliche, körperliche Sylphen. Von diesen giebt es in seinem „Lockenraub" eine große Anzahl, aber sie sind dadurch zu einer Einheit verbunden, daß sie alle dem Sylphen Ariel unterthan sind, den man übrigens schon aus Shakespeares „Sommernachtstraum" kannte. Zum Teil lehnte sich Pope bei Ausgestaltung dieser seiner Sylphen an das phantastische System der Rosenkreuzer an, einer Art Freimaurergesellschaft des 17. Jahrhunderts, deren angeblicher Zweck die Verbesserung der Kirche und die Gründung einer dauernden Wohlfahrt der Einzelnen und der Staaten war. — Übrigens liebte es Zachariä, nicht blos in seinen komischen Heldengedichten, sondern überall, wo es nur anging, Maschinen zu verwenden. So in der „Sehnsucht nach Einsamkeit" den Überdruß und die Langeweile, in der „Ode an den Herrn Kammerherr von Kuntzsch" Herrn Wohlbedacht und Frau Überlegung, ja sogar in seinem Briefe an Gleim vom 24. December 1756: „Wir alle miteinander denken schon oft an unsern lieben Kleist, und wenn Legionen Poetischer Schutzgeister was helfen können, so haben Friedrich (II.) und Kleist eine kleine Armee von meiner Erschaffung um sich!" —

Nach allen diesen Ausführungen wird es erlaubt sein, ein Urteil über den „Renommisten" zu fällen. Aus einem in seinen Details ansprechenden und trefflichen, aber nicht gerade genialen Gedicht wird er zu einer kulturhistorischen Quelle von großem Werte, und seine geschichtliche Bedeutung als erstes deutsches komisches Epos, das diesen Namen verdient, ist nicht zu bezweifeln.

Aber zu diesem Urteil war man bisher nicht gekommen, sondern seit dem Erscheinen des „Renommisten" bis heute war die Kritik schwankend und unbestimmt. Erst Muncker hat den Anlauf genommen, das von mir ausgesprochene Urteil durch wissenschaftlich genaue Untersuchung zu gewinnen, wenn er auch meist nicht durchblicken läßt, warum und wie er gerade zu dieser Entscheidung gelangte.

Zachariä selbst scheint seinen „Renommisten" sehr ins Herz geschlossen zu haben, denn er spielt gern und wiederholt darauf an. („Schnupftuch" V; „An den Herrn Kammerherr von Kuntzsch" ꝛc.).

Auch beim großen Publikum stand das lustige Werkchen in hoher Gunst, wurde gern gekauft und gelesen, wie die Pränumerationslisten und die vielen Nachdrucke beweisen. 1761 schreibt die „Leipziger Gelehrte Zeitung“, S. 438: „die mit so vielem Beyfall aufgenommenen (Heldengedichte)“ . . .; 1773 nennt der „Leipziger Almanach der deutschen Musen“ auf S. 39 Zachariä einen „beliebten Dichter“, und eine IV, 684 im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ erschienene Rezension bekundet, daß Zachariä „mit der scherzhaften Epopöe, der Renommist genannt, den meisten Beyfall gefunden.“

Die Kritik der öffentlichen Blätter hielt sich im Ganzen günstig und lobend. – Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, Bd. 12, St. 2, S. 399 schreibt: „. . . . . Seine naifen Gemählde, die komischen und satyrischen Wendungen, und das angenehme Colorit müssen jeder Nation gefallen.“ — Das „Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“, 1754, Nr. IX, S. 683 fg. „zweifelt, ob irgend ein Poet benachbarter Völker soviel spaßhafte Epopöen geschrieben habe“, stellt aber das „Schnupftuch“ entschieden über den „Renommisten“ und macht sich durch seine worterklärenden Zusätze ein wenig lächerlich, mit denen der Beurteiler Zachariäs ihm ungewohnte Ausdrücke verdollmetscht, z B. „Plan (vermuthlich die Fabel), . . . intereßieren (vielleicht einnehmen oder anlocken)“. Die schon oben vorübergehend erwähnte Besprechung in der „Leipziger Gelehrten Zeitung“, 1761, S. 437 fg. ist eigentlich nur mehr eine kurze Inhaltsangabe, denn „die Gedichte des Hrn. Verfaßers haben es nicht nöthig, erst bekannt gemacht zu werden“. — Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, 1765, Bd. 12, St. 2, S. 295 fg. macht mir in ihrer Besprechung den Eindruck, als würfe sie Zachariä zunächst einmal ein Stück Zuckerbrot zu, um ihn dann allmählich an härtere Kost zu gewöhnen. Bei der Besprechung des „Renommisten“ ist freilich alles noch Zuckerbrot. Durch ihn habe sich der Dichter „einen Namen erworben, der bey einem Homer, Pope und Boileau zu stehen verdient.“ Ganz besonders aber wird hier gerühmt, daß der „Renommist“ ebenso wie die übrigen komischen Heldengedichte Zachariäs „durchgehends gebessert“ ist, „eine Arbeit, die für sein lebhaftes Genie gewiß schwer ist.“ Diese Kritik stellt den „Phaeton“ über den „Renommisten“. — Die

„Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1767, Bd. 4, St. 1, S. 216 fg. erwähnt zwar den „Renommisten“ nicht namentlich und ausdrücklich, aber offenbar soll auch ihm ein den „mit ungemeinem Fleiße“ und „ungemeiner Mühe“ vorgenommenen Verbesserungen gespendetes Lob gelten. Bezeichnend aber ist es, daß die Kritik niemals sagt: es ist etwas besser, gut, richtig geworden, sondern stets nur: „weniger unrichtig, weniger überflüssig und schielend, weniger steif und ungelenk, minder fehlerhaft.“ Den Schluß dieser kritischen Äußerung bildet „eine kleine Anmerkung“: Zachariä möge doch in Zukunft grammatische und stilistische Fehler thunlichst vermeiden.

Die Urteile, die sich hier und da in die Werke von Zeitgenossen eingeflochten finden, sind nicht immer unbedingt lobend. Eschenburg in seiner „Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“, Band 5, S. 368 meint: „Der Renommist würde mehr gefallen, wenn die Sphäre der Handlung minder fremd, und auf Ort und Zeit beschränkt, das Wunderbare nicht zu gehäuft, und die Darstellung nicht oft zu niedrig wäre.“ Er giebt den „Verwandlungen“ und besonders dem „Phaeton“ und dem „Schnupftuch“ den Vorzug. — Lessing, „Werke“ (Hempel) XII, 589 gesteht, daß Zachariä in den scherzhaften Epopöen „in seiner Sphäre“ sei. — Goethes Urteil ist oben schon angeführt worden; hier sei nur noch erwähnt, daß er auch im XIII. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ (Hempel, XXII, 115) rühmt, daß Zachariä zwar „komisch, aber ohne Misachtung“ darstelle. — Ähnlich spricht sich Herder in den „Abhandlungen und Briefen über die schöne Litteratur und Kunst“ II, 158 aus: „Seine comischen Epopeen enthalten in einer leichten Form so viel Schönes, und bei einer glücklichen Natur ein so geselliges Leben, daß ich sie statt mancher neueren Ziererei jungen Leuten in die Hand wünschte.“ — Dusch dagegen gesteht in seinen „Briefen“ I, 328 seinen „Wiederwillen gegen den Renommisten“ ein, stellt das „Schnupftuch“ über alle anderen komischen Epen Zachariäs und wünscht, daß sich „Herr Zachariä der Sprache des Hudibras bedient hätte,“ da „das Sittensystem solcher Helden (der Renommisten) nicht fähig ist, den feinen Scherz anzunehmen.“ Am meisten hat Unzer, „Über die schönen Geister und Dichter des 18. Jahrhunderts“ am „Renommisten“ auszusetzen: er wäre „allenthalben im Plane fehlerhaft“, manche der handelnden Personen

„überflüssig", die „Begebenheiten flössen nicht natürlich aus einander", die Reden seien „zu lang".

Die Urteile neuerer Litterarhistoriker alle aufzuführen, darf ich als zwecklos verwerfen; es genügt, wenn ich versichere, daß sie noch schwankender sind, als die Urteile von Zeitgenossen des Dichters. Der Muncker'sche Neudruck und die Aufnahme in die Reclam'sche und in die Meyer'sche Sammlung beweisen jedoch, daß der „Renommist" auch heute noch gelesen wird.[1])

Kapitel III.

Die Ausgaben des „Renommisten".

Franz Muncker sagt am Schluß seiner Einleitung S. 260: „Die zweibändige Ausgabe seiner (Zachariäs) poetischen Schriften, die letzte vom Verfasser selbst durchgesehene Ausgabe . . . liegt dem folgenden Abdruck zu Grunde. Die Lesarten der früheren Ausgaben sind nicht verzeichnet. Hätte ich sie mitteilen wollen, so hätte ich geradezu einen doppelten Abdruck des Gedichts in seiner frühesten und in seiner spätesten Form veranstalten müssen, und ein solches Verfahren schien der Charakter unserer Sammlung in diesem Falle nicht zu dulden."

Diese Bemerkung ist nur vom Standpunkt der Kürschner'schen Sammlung aus vollkommen richtig, denn es giebt außer doppeltem Abdruck noch ein anderes Mittel, die Lesarten der einzelnen Ausgaben für wissenschaftliche Zwecke nutzbar mitzuteilen: eine systematische Zusammenstellung der Abweichungen nach bestimmten, sich aus einer genauen Vergleichung der Ausgaben von selber ergebenden Gesichtspunkten unter stetiger Anführung einiger weniger

---

[1]) Nur anmerkungsweise sei noch erwähnt, daß Theodor Thiemann in seinem trefflichen, anziehenden Aufsatze „Deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik" die Beobachtung gemacht hat, daß man zwar Zachariäs beschreibende Gedichte in Italien besprach, aber „von seinen Epopöen überhaupt niemand für der Mühe wert hielt, zu sprechen".

Beispiele. Auf diese Weise wird es vermieden, in jedem einzelnen Falle die Abweichungen registrieren zu müssen; jede muß und wird sich unter irgend einen der gefundenen Punkte einreihen, es sei denn, daß sie vereinzelt dastände und zu unbedeutend wäre, um eine besondere Erwähnung zu verlangen.

Der Wunsch, eine solche systematische Mitteilung der Lesarten zu liefern, war der eine, hauptsächlichste Grund, der mich bestimmte, mich mit den einzelnen Ausgaben des „Renommisten“ und einer Vergleichung derselben zu beschäftigen; aber es kamen noch andre hinzu. Verfolgte ich Zachariäs Werk durch sämtliche seiner Ausgaben hindurch, so mußte sich eine zusammenhängende Geschichte desselben ergeben, und endlich brauchte ich eine genaue Kenntnis der Varianten notwendig für die geplante spätere Vergleichung der komischen Epopöen Zachariäs mit dem „Lutrin“ und dem „Rape of the Lock“, denn, soweit ich es jetzt zu übersehen vermag, ist es wahrscheinlich, daß der Einfluß dieser beiden Gedichte gerade beim „Renommisten“ in der zweiten und den folgenden Ausgaben weit stärker hervortritt, als in der ersten von 1744.

Die angeführten Gründe, hoffe ich, werden nicht zugeben, daß dieses dritte Kapitel meiner Arbeit in den Verdacht der Überflüssigkeit der Zwecklosigkeit kommt, und gegen den Vorwurf der Kleinlichkeit habe ich mich ja schon in der Einleitung verteidigt.

Die notwendige Voraussetzung für die folgende Ausgabenvergleichung ist eine übersichtliche Bibliographie des „Renommisten“. Diese ergiebt:

I. Vollständige Ausgaben.

1. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgaben.

A = 1744. Belustigungen / des / Verstandes / und des / Witzes. / Auf das Jahr 1744. / Leipzig / bey Bernhard Christoph Breitkopf. / — Titel: Der Renommiste, Ein komisches Heldengedichte von J. F. W. Za**[1]) Buch I, S. 47, im Jenner; Buch II, S. 172, im Hornung; Buch III, S. 244 im Märzmonat; Buch IV,

[1]) Bemerkt sei, daß sich Zachariä an dieser Stelle als Schriftsteller zum einzigen Male seines Vornamens Just bediente, den er auch im Privatleben nur äußerst selten gebrauchte.

S. 338, im April; Buch V, S. 428, im May; Buch VI, S. 525 im Brachmonat.

B = **1754.** — Scherzhafte / Epische Poesien / nebst einigen / Oden und Liedern. / Mit Königlich Polnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien. / Braunschweig und Hildesheim. / Im Verlage seel. Ludolf Schröders Erben. / — 446 S. — 8. — o. J. Vorbericht datiert vom 1. Mai 1754 (Zachariäs Geburtstag). Titelbild: Einer unter einem Baume schlafenden Schäferin entwendet ein Schäfer ein Band, während ein zweiter lachend hinter dem Baume hervorschaut. — Der „Renommist. Ein scherzhaftes Heldengedicht" auf S. 1—112. — Vor dem 1. Gesange ein Kupferstich: Renommist und Stutzer wandern gemeinsam durch flaches Land. Hinter beiden ein schwarzer, geflügelter Geist (Pandur), der einer Schaar schreiender Sylphen mit erhobenen Armen droht.

B[1] = **1761.** — Scherzhafte Epische / und / Lyrische Gedichte / von / Friedrich Wilhelm Zachariä. / Neue durchgehends verbesserte Auflage. / Mit Königlich Polnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien. / Braunschweig und Hildesheim, / Im Verlag seel. Ludolf Schröders Erben, 1761. / — II. — 8. — Titelbild: In einer freien, im Hintergrunde bergigen, rechts bewaldeten Gegend ist ein Altar, mit einer Lyra und Noten, errichtet. Eine antik gekleidete, mit dem Lorber gekrönte Muse lehnt sich an ihn an und hält in der erhobenen Rechten eine Posaune. Über ihr schwebt ein geflügelter Genius, der eine Scheere und eine Haarlocke schwingt, offenbar eine Anspielung auf Popes Vorbild. — Der „Renommist" Bd. 1, S. 1—112. Vor dem 1. Gesange das gleiche Bild wie in B.

B[2] = **1763.** — Poetische / Schriften / von / Friedrich Wilhelm Zachariä. / Mit allergnädigsten Freyheiten. / — o. O. u. J. Vorrede datiert Braunschweig, den 26. September 1763. — IX. — 12. — Der „Re-

nommist" Bd. I, S. 1—154. Vor dem I. Gesange ein schlechtes[1]) Bild: Der Renommist vor einer Stadt (Leipzig, Thomaskirche, Pleißenburg). Zu beiden Seiten von ihm je ein Baum; links im Mittelgrunde Fechtende.

B³ = 1772. Poetische / Schriften / von / Friedrich Wilhelm Zachariä. / Neue, rechtmäßige, von dem Verfasser selbst durchgesehne / Auflage. / Mit gnädigsten Freyheiten. / Braunschweig, / In der Fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung. 1772. / — II. — 8. —. Der „Renommist" Bd. I, S. 1—92.

2. Nachdrucke von den unter 1. genannten Ausgaben:
a) zu B²: 1765, Wien, bei Trattner. 1767, Amsterdam.
b) zu B³: 1777, Karlsruhe, bei Schmieder.

3. Eine Neuausgabe — Muncker, Reclam und Meyer abgerechnet — ist die folgende:

B⁴ = 1840. Der / Renommist. / Ein scherzhaftes Heldengedicht / von / J. F. Wilh. Zachariä. / Mit einleitendem Vorworte[2]) / von / Justus Zachariä.[3]) / Mit acht sarkastischen Federzeichnungen von Hosemann. / Berlin, 1840 / Verlag von Gustav Bethge. / — 92 Seiten. — 12. —
Bilder: 1. Das Gelage der Renommisten (Ges. I).
2. Raufbold.
3. Raufbolds Ankunft in Leipzig (Ges. I).
4. Im Ballsaal (Ges. II).
5. Sylvans Besuch bei Raufbold (Ges. III).
6. Die Gesellschaft bei Selinde (Ges. IV).
7. Der Kampf mit den Häschern (Ges. V).
8. Das Duell (Ges. VI).

---

[1]) Zachariä an J. A. Schlegel, Braunschweig den 1. Februar 1770: „Rechnen Sie mir den elenden Geschmack in den Vignetten nicht zu".

[2]) In Knüttelversen.

[3]) Zachariäs jüngster Enkel. Der Text ist der von B³ mit geringen Änderungen in der Orthographie.

II. Auszüge aus dem „Renommisten“.

1. Hohl: Kurzer Unterricht in den schönen Wissenschaften für Frauenzimmer, I, S. 317—328, und

2 Pölitz: Gesammt-Gebiet der teutschen Sprache I, 409—413.

Wende ich mich nach dieser bibliographischen Zusammenstellung nunmehr zu der geplanten Vergleichung selbst, so haben mich nur die unter I. 1. aufgeführten, von Zachariä selbst besorgten Ausgaben zu beschäftigen. Diese wimmeln sämtlich von Druckfehlern, die Zachariä in den Vorberichten meist mit „einem anderen Druckort“ (Hildesheim) entschuldigt, und die Besserungen in B^1 bis B^3 wurden stets so für den Druck vorbereitet, daß der Dichter jedesmal eine neue Ausgabe einfach durch Durchkorrigierung eines Exemplars der voraufgehenden entstehen ließ. Den Beweis dafür liefern Druckfehler meist ganz widersinniger Natur, die Zachariä sowohl, als der Setzer bei einer solchen Durchkorrigierung übersahen, die sich also in beiden betreffenden Ausgaben breit machen. (z. B. B und B^1, V. 378 „den Blick, den es erforscht, betrogen“ statt: „der es“ 2c.; B^2 und B^3, V. 1209 der sinnstörende Punkt u. a. m.). Hätte Zachariä für B^1 bis B^3 ein neues Manuskript geliefert, wie er es für B unbedingt mußte, so hätten derartige Fehler von ihm sicher bemerkt und gehoben werden müssen. Und die Änderungen selbst, die auf solche Weise angebracht wurden, sind durchaus nicht so, daß man unter allen Umständen ganz sicher auf eine gleichmäßige Durchführung derselben rechnen dürfte, da alle Arbeiten Zachariäs an ziemlicher Flüchtigkeit litten. Schon zeitgenössische Beurteiler durchschauten dies. Samuel Baur in seiner „Gallerie“ sagt S. 285: „Zachariä arbeitete zu leicht, als daß er hätte korrekt sein können“, und Dusch schreibt a. a. O. I, 344 an seinen jungen Herrn von Stande: „Bedauern Sie, daß einem Werke, welches so viel meisterhafte Züge des Genies bekommen hat, gerade vielleicht nur das fehlet, was Fleiß und Überlegung ihm gegeben haben könnten!“ Ein paar Beispiele werden das anschaulicher machen. Oftmals passiert es dem Dichter, daß er etwa „grösser“ drei oder vier Mal in „größer“ verwandelt, es dann einige Male ruhig stehen läßt, um endlich von neuem zu bessern; in derselben Ausgabe wechselt Lorber mit Lorbeer, Jaßmin mit Jasmin und Jesmin, Miene mit Mine, Bursche mit Pursche u. s. f. Noch in der Ausgabe letzter Hand ein grober

Widerspruch! Vers 105 heißt es, der Philister habe das Pferd Kalmuck dem Raufbold gegeben, dagegen hat nach Vers 1890 letzterer das Pferd gestohlen. Das alles sind Beweise, daß man auf die Zuverlässigkeit des Dichters nicht eben schwören kann, daß man ihm vielleicht manches als Erzeugnis eines tiefen Nachdenkens auslegen möchte, was nur einem unbeabsichtigten Zufall sein Dasein verdankt. Ich habe deshalb eben Abänderungen stets nur dann berücksichtigt, wenn sie des öfteren vorkamen. Die Regel ist, daß die genaue Durchführung derselben von der Mitte nach dem Ende zu nachläßt.

Wie die Verszahlen der einzelnen Gesänge und ihre Gesamtsumme schwanken, veranschauliche folgende Tabelle:

Ges.	A.	B.	B.[1]	B.[2]	B.[3]
I.	262	322	322	326	324
II.	416	384	384	384	384
III.	592	412	412	412	412
IV.	558	350	350	350	350
V.	534	382	382	382	382
VI.	518	200	200	200	200
Sa.	2880	2050	2050	2054	2052.

Das Verhältnis von A und B.

Im Vorbericht zu B äußert sich Zachariä zum ersten Male selber öffentlich über sein Werk. Obwohl er den „Renommisten" in sehr jungen Jahren ausgearbeitet habe, sei er doch „nicht ganz ohne Beyfall" geblieben. Freilich habe er sehr wohl gewußt, daß dieser Beifall nur eine Aufmunterung für ihn hätte bedeuten sollen, und dieser sei er bemüht gewesen, durch weitgehende Besserungen nachzukommen. Er fährt dann fort: „Ich würde es nicht gewagt haben, das Publikum zum zweyten mal mit solchen Jugendfrüchten zu beschweren; aber bey einer ganz flüchtigen Gegeneinanderhaltung mit dem alten Renommisten . . . wird man wahrnehmen, daß dieses Stück vor ein ganz neues Stück kann gerechnet werden, da ich nicht allein die meisten einzelnen Verse, sondern auch den Plan sehr merklich geändert habe . . . . . Meine Bemühung ist hauptsächlich dahin gegangen, in das Gedicht mehr Handlung zu bringen, . . . ,

Ich habe den Renommisten besser zu charakterisiren gesucht; die vielen leeren Beschreibungen und Maschinen herausgelassen, und ihn überhaupt lehrreicher zu machen mich bemüht."

Sehr wichtig ist auch die folgende Stelle des Vorberichts: „. . . Zugleich muß ich sie (die Leser) ersuchen, sich nicht die vergebliche Mühe zu geben, unter den kleinen Geschichten dieser Poesien wahre Historien, oder persönliche Abschilderungen zu suchen. Man kann nur allzuleicht sehn, wie sie blos der Einbildungskraft des Verfassers ihr Daseyn zu danken haben. . . . Man hofft hierdurch der kleinen Bosheit gewisser Leute zu begegnen, die so gern ungebetene Auslegungen machen, und manchmal so wenig ein unschuldiges Spiel des Witzes, und die Sprache der allgemeinen Satyre verstehen, oder verstehen wollen." Wirklich liegt in diesen Worten die Andeutung eines großen Unterschiedes zwischen dem komischen Heldenepos Zachariäs und dem seiner Vorbilder. Tassoni hatte seinem „Geraubten Wassereimer" ein Vorkommnis aus dem Kriege zu Grunde gelegt, den die Modenenser den Einwohnern von Bologna ankündigten, als sie sich weigerten, ihnen einige Städte wieder herauszugeben, die sie seit den Zeiten des Kaisers Friedrich II. behalten hatten, Pope seinem „Lockenraub" den Umstand, daß Lord Peter bei einer Lustbarkeit Gelegenheit fand, der Miß Arabella Fermor eine Locke abzuschneiden. Butler hatte seinem „Hudibras" die Unruhen der Presbyterianer und Independenten untergeschoben und den Ritter Samuel Lucke gezeichnet, Garth in seinem „Dispensary" den Streit um die Anlage einer Armenapotheke in London geschildert, und auch Boileau hatte nach einem thatsächlichen Vorkommnis gearbeitet. Zachariä dagegen, den überhaupt stets — abgesehen von der Anmerkung zu seinem Gedichte auf Hagedorns Tod — eine große Vorsicht in öffentlichen Äußerungen auszeichnet, vermied ängstlich jede Beziehung auf bestimmte Personen und Geschehnisse, benutzte aber allerdings trotzdem — bewußt oder unbewußt — eine Menge Modelle, die ihm das Leipziger Leben bot. Solche Raufereien, wie sie der „Renommist" besingt, waren ja damals in Leipzig an der Tagesordnung, besonders während der Messe; die Akten der Stadt wimmeln von ihnen. Riemers Stadtbuch z. B. (ed. Wustmann in seinen „Quellen zur Geschichte Leipzigs") bringt, um nur eins und gerade das hervorzuheben, was

während der Entstehungszeit des „Renommisten“ vorfiel, unter dem 16. August 1743 die Notiz: „geschahe ein großer Tumult am Ranstädter Thore von denen Studenten wegen des Thorgroschens, indem sie sich mit Gewalt ohne Abgabe desselben hereindringen wollen und die Wache daselbst attaquiret.“

Und nun zur Vergleichung von A und B selber!

I. Äußerliches und Allgemeines.

1. Nur in B sind die Verse von fünf zu fünf nummeriert.[1])
2. Nur in B sind die Namen fett gedruckt.
3. In B ist jedem einzelnen Gesang ein kurzer, prosaischer „Innhalt“ vorangeschickt, der sich in keiner anderen Ausgabe des „Renommisten“ findet.
4. Die „Bücher“ in A werden in B zu „Gesängen“.

---

[1]) Ich bemerke, daß sich Zachariä und sein Drucker beim Abzählen der Verse oft recht große Versehen haben zu Schulden kommen lassen. Z. B. giebt B für den I. Gesang 320 Verse anstatt 322 an. — Bei Tabellen benutze ich immer die richtigen Verszahlen, halte mich aber bei Anführung einzelner Stellen an die Nummerierung des Druckes, um das Nachschlagen nicht unnötig zu erschweren. Ebenfalls zur Bequemlichkeit gebe ich hier an, wie sich die von mir nach Gesängen gerechneten Verse auf die einzelnen Seiten der Ausgabe A verteilen.

I. Gesang			II. Gesang		
Vers	1—8	= S. 47	Vers	1—24	= S. 172
„	9—38	= S. 48	„	25—52	= S. 173
„	39—66	= S. 49	„	53—82	= S. 174
„	67—96	= S. 50	„	83—112	= S. 175
„	97—126	= S. 51	„	113—142	= S. 176
„	127—154	= S. 52	„	143—172	= S. 177
„	155—184	= S. 53	„	173—202	= S. 178
„	185—212	= S. 54	„	203—232	= S. 179
„	213—240	= S. 55	„	233—262	= S. 180
„	241—262	= S. 56	„	263—292	= S. 181
			„	293—322	= S. 182
			„	323—352	= S. 183
			„	353—382	= S. 184
			„	383—412	= S. 185
			„	413—416	= S. 186

III. Gesang.

Vers	1—26	= S. 244
„	27—58	= S. 245
„	59—90	= S. 246
„	91—120	= S. 247
„	121—150	= S. 248
„	151—182	= S. 249
„	183—214	= S. 250
„	215—246	= S. 251
„	247—278	= S. 252
„	279—310	= S. 253
„	311—340	= S. 254
„	341—370	= S. 255
„	371—402	= S. 256
„	403—432	= S. 257
„	433—464	= S. 258
„	465—496	= S. 259
„	497—528	= S. 260
„	529—560	= S. 261
„	561—592	= S. 262

IV. Gesang.

Vers	1—22	= S. 338
„	23—50	= S. 339
„	51—78	= S. 340
„	79—108	= S. 341
„	109—138	= S. 342
„	139—168	= S. 343
„	169—198	= S. 344
„	199—228	= S. 345
„	229—258	= S. 346
„	259—288	= S. 347
„	289—318	= S. 348
„	319—348	= S. 349
„	349—378	= S. 350
„	379—408	= S. 351
„	409—438	= S. 352
„	439—468	= S. 353
„	469—498	= S. 354
„	499—528	= S. 355
„	529—558	= S. 356

V. Gesang.

Vers	1—24	= S. 428
„	25—54	= S. 429
„	55—84	= S. 430
„	85—114	= S. 431
„	115—144	= S. 432
„	145—174	= S. 433
„	175—204	= S. 434
„	205—234	= S. 435
„	235—262	= S. 436
„	263—292	= S. 437
„	293—322	= S. 438
„	323—352	= S. 439
„	353—382	= S. 440
„	383—412	= S. 441
„	413—442	= S. 442
„	443—472	= S. 443
„	473—500	= S. 444
„	501—530	= S. 445
„	531—534	= S. 446

VI. Gesang.

Vers	1—10	= S. 525
„	11—36	= S. 526
„	37—64	= S. 527
„	65—92	= S. 528
„	93—120	= S. 529
„	121—150	= S. 530
„	151—180	= S. 531
„	181—208	= S. 532
„	209—236	= S. 533
„	237—264	= S. 534
„	265—294	= S. 535
„	295—322	= S. 536
„	323—348	= S. 537
„	349—376	= S. 538
„	377—406	= S. 539
„	407—434	= S. 540
„	435—462	= S. 541
„	463—490	= S. 542
„	491—518	= S. 543

II. Auslassungen aus A.

1. Nach dem Vorbericht zu B hat sich Zachariä bemüht, die vielen leeren Beschreibungen und Maschinen aus A auszuscheiden. Diese Absicht ist meist glücklich durchgeführt worden.

a) Ausgelassene Beschreibungen, wozu auch ausgelassene unnötige Vergleiche zu zählen sind:
A, II, 76—83: Der Fächer als Zepter der Galanterie.
A, II, 295—302. Beschreibung des Complimentenheeres.
A, II, 213—216; A, II, 244—258;
A, III, 47—56; A, VI, 5–11.

b) Ausgelassene oder verkürzte Maschinen.
A, II, 76. Die Stille.
A, II, 119 fg. Der Putz.
A, III, 533–562. Die Sybariten.
A, VI, 10. Arminde.
A, VI, 275. Der Kobold Warasdin.

2. Reden sind teils fortgelassen, teils wesentlich vermindert worden.
A, II, 37 fg. Der Dichter an die Muse.
A, II, 195—210. Die Mode und die Galanterie über die Ausbreitung ihrer Macht in Leipzig.
A, III, 299—306. Die ganze Rede der Mode an die Complimente wird in zwei Verse (B, III, 249–250) zusammengedrängt.
IV, 381–312: 106—116. Leipzigs Schutzgott an die Mode.

3. Für die Charakterisierung der Personen ist von Wichtigkeit der Ausfall von A, III, 276. Der Stutzer Sylvan sagt nicht mehr von sich selbst zu seinem Spiegel: „So reizt dich doch, wie mich, mein allzureizend Bild", denn derjenige, welcher später bestimmt ist, mit Leichtigkeit den Renommisten zu besiegen, darf nicht allzu lächerlich gehalten sein.

4. Es kommt bei derartigen Strichen vor, daß zunächst einige Verse ausgeschieden, dann einige stehen gelassen, dann wie-

der einige gestrichen, endlich wieder ein paar geduldet werden, z. B. an jener Stelle im III, wo die Kleidung Sylvans beschrieben wird (Muncker V. 906 fg.). Oder aus einer langen Reihe gestrichener Verse wird nur ein Reimpaar, und auch das meist in veränderter Gestalt in die neue Ausgabe herübergerettet; oder zwei mit einander nicht reimende Verse werden aus einer Folge getilgter Verse, nun zu einem Reimpaar vereinigt, herübergenommen, z. B. von A, IV, 47 120 werden nur Vers 57 und 67 zu dem Reimpaar 47 48 in B.

A, IV, 57. Dieß hört der Kobold an, der mit hieher gegangen.

A, IV, 67. Ists möglich, rief er aus, ist der auch schon verführt?

B, IV, 47/48.

Indessen schäumt für Wut der Geist der Schlägerey:
Wie? (ruft er brüllend aus,) mein Raufbold ungetreu?

III. Zusätze in B.

1. Einführung neuer Episoden, wodurch der Dichter seinem Versprechen (s. Vorbericht!) nachkommt, mehr Handlung in sein Epos bringen zu wollen.

B, I, 260–267. Raufbold wird Bierpraeside.

B, I, 268. Das Studentengesetz, stets das ganze Glas austrinken zu müssen, „sonst stand er in Gefahr, sein Mädchen einzubüßen", geschickt überleitend zu

B, I, 286—291 der Episode, wo Raufbold und von Torf um den Besitz der Scharmante zechen. Diese ist für die folgende Handlung von großer Wichtigkeit, weil durch sie Raufbold einen Anspruch auf Selinde zu haben glaubt, und so das zwischen ihm und Sylvan im VI. Gesange stattfindende Duell eingeleitet wird.

B, II, 25—38. Raufbold kommt, durch das Gebrüll seiner Gefährten angelockt, auf den Markt.

2. Einführung neuer Maschinen.
   B, III, 83—86. Der Spleen,[1]) das Hypochonder, die Melancholie.
3. Hindeutungen auf später eintretende Ereignisse.
   B, II, 364. So geb ich dir zum Sturm das Loch der Häscher preiß.
   B, IV, 64–66.
4. Epische Anrufungen werden neu eingeschoben oder vermehrt.
   B, I, 15–18. An die Muse. Gleichzeitig nimmt Zachariä Gelegenheit, sein Gedicht als „komisches" zu bezeichnen; ich mache darauf aufmerksam, daß es dem Titel zufolge ein „scherzhaftes" ist.
   B, III, 55–56. An die Nacht und den „prophetschen Geist".
   B, V, 278—279. An die Muse.
5. „Eine Maschine muß zeitig angelegt werden; sie muß einen wichtigen Antheil an der Handlung nehmen, sie muß bis ans Ende thätig bleiben, und dem Leser nie aus dem Gesichte kommen" sagt Dusch in seinem 23. Briefe des I. Bandes. Gewiß ist diese Lehre nicht im Kopfe des wenig selbständigen Dusch geboren worden, der ja nichts anderes war, als nur ein brauchbarer Registrator landläufiger Anschauungen. Ich glaube vielmehr in diesem Punkte den Ausspruch Gervinus' („Geschichte der deutschen Dichtung" IV, S. 120) unterschreiben zu dürfen, „Dusch habe sich nach Popes Lockenraub seine Theorie der komischen Epopöe gebildet." Der eigentliche Urheber dieser Regel wäre demnach der Engländer. Jedenfalls aber ist Dusch der Erste in Deutschland gewesen, der diese Regel, in bestimmte Worte gegossen, aufgezeichnet hat. Zachariä konnte bei Ausgabe von B Duschs angeführte Stelle nicht kennen, denn die „Briefe" erschienen erst 1764—73. Gleichwohl sucht er die Regel bereits in B für die Gestalt Pandurs,

[1]) Nach Popes „Rape of the Lock".

als der Hauptmaschine des Ganzen,[1]) peinlich genau zu befolgen. Es bleibt also nur anzunehmen übrig, daß auch er die Regel dem Studium Popes entnahm.

B, II, 299. Eine Erwähnung Pandurs, mitten in die Rede eingeflochten, welche die Mode an den schlafenden Raufbold richtet.

B, III, 72. Pandur wird mitten in der Beschreibung des Kaffeegottes erwähnt, die in A erst ruhig zu Ende geführt wird, ehe Pandur auftritt.

B, IV, 137. Erwähnung Pandurs, als Roman den Renommisten mit dem Liebespfeil verwundet.

B, IV, 154.

Ähnlich ist es, wenn in B mehr Personen als in A bei irgend einem Vorgang anwesend gedacht werden, denn, greifen die einzelnen auch nicht handelnd ein, so sind sie doch wieder einmal im Gedächtnis des Lesers aufgefrischt worden.

IV. Die in A und B vorhandenen, nur im einzelnen veränderten Partieen.

1. Um ein Beispiel zu geben, wie sehr die aus A übernommenen Verse in B ihre ursprüngliche Stellung veränderten setze ich die des V. Gesanges einmal vergleichsweise neben einander, aber nur die, in denen man noch deutlich eine Zusammengehörigkeit erkennt, d. h. ich lasse diejenigen weg, die durch größere Umgestaltungen allzu verschieden von einander geworden sind.

Es entsprechen sich im V. Gesange

A.	B.
1–4	157—160
17—22	165—170
77—82	29–34
89—91a[2])	41—43a
114	37
115	40

[1]) Dusch, I, Brief 25, S. 327 tadelt, „daß nur der einzige Schutzgeist Pandur früh genug in die Hand'ung eingeflochten wird und bis ans Ende aushält" und möchte die Regel auch auf alle anderen Maschinen angewendet sehen.

[2]) a und b bezeichnen die Halbverse vor und nach der Cäsur.

A.	B.
229—230	101—102
241—242	129—130
267—271a	103—107a
273—276	109—112
304—318	172—186
319b	187a
323a	250a
325	252
327	254
333a	256a
341—342	201—202
433—436	328—331
443b—444	334b—335
461—464	336—359
533—534	376—377

2. Die Handlung.

a. Die Absicht, welche Zachariä im „Vorbericht" zu B aussprach, mehr Handlung in sein Gedicht bringen zu wollen, hat er redlich erfüllt.

I, 69—76: 113—120. Kalmuck von Pandur geheilt.

I, 223—226: 284—290. Raufbold trinkt nicht mehr schlechthin auf Selindens Wohlergehn, sondern zecht das Mädchen seinem Commilitonen von Torf ab.

II, 210—240. Während in A die Renommisten gar nicht in den Tanzsaal hereinkommen, wird in B diese Episode mit vielem Glück erzählt. Sie sind durch Musik und Paukenschlag angelockt worden. Raufbold fordert seine Gefährten auf, zu tanzen, aber sämtliche Mädchen und Stutzer entfliehen. Drei Küper entfernen endlich die ungebetenen Gäste.

b. Zuweilen wird eine Vermehrung der Handlung dadurch erzielt, daß ein Ausdruck in deren zwei verwandelt wird. Z. B. III, 451: 347. Dieß war sein letztes Wort: Er sprach und lachte laut.

c. Von der Mitte des IV. Gesanges an muß ich, um die Vermehrung der Handlung deutlich zu machen, kurze, zusammenfassende Berichte über den Inhalt geben.

IV. Gesang.

α., in A. — Roman verwundet den Renommisten mit seinem Liebespfeil und eröffnet ihm in der Gestalt Pandurs, daß es Selinde ist, für die er, ohne ihren Namen zu wissen, entbrannt ist. Da Raufbold am vergangenen Abend das Mädchen zu seiner Scharmante erhoben hat, muß Sylvan, der sie nach Raufbolds Ansicht widerrechtlich besitzt, sterben. Roman, siegesfroh, den Renommisten in Liebe gefangen zu sehen, eilt zur Galanterie und verkündet ihr seinen Erfolg. Er und die letztere fordern „der Franzen Mode“ auf, sich ebenfalls nach Leipzig zu verfügen, um auch Pandur zu bezwingen. Der Vorschlag wird angenommen; in Henolds Kaffeehaus trifft die Mode mit Pandur zusammen. Dieser verliebt sich in sie und beginnt seine Kleidung zu ändern. Als ihm jedoch ein Modegeist den Degen wegnehmen will, besinnt er sich und „ist nicht mehr gerührt“. Klagend flüchtet die Mode zur Galanterie zurück; Pandur sucht Raufbold auf, um ihn in in seinem Entschlusse, Sylvan zu fordern, zu bestärken. Die Jungmagd wird nach den drei Freunden Raufbolds abgeschickt.

β., in B. — Zwar kommt auch hier die Mode zu Pandur, aber dieser „verbirget sich beschämt vor ihrem Blick“. Le Grand, von Sylvan geschickt, frisiert und pudert Raufbold, dem von V. 175 an dasselbe geschieht, was in A 527—530 mit Pandur geschehen war: „es macht sich das Gefolg der Mode zu ihm her“. Darauf holt Sylvan den Raufbold ab, stellt ihn Selinde vor, diese spöttelt über „das Thier“. Roman erweckt die Eifersucht in Raufbolds Brust; auf Anstiftung Pandurs verläßt letzterer, von schallendem Lachen begleitet, die Gesellschaft. Jetzt folgt, was A, 401—426 ausmachte: das Gesetz, seine Scharmante mit Bier oder Blut verteidigen zu müssen. Raufbold vernichtet seine Frisur und beschließt, sich zu rächen. Nachdem seine Jenenser Genossen ihn aufgesucht haben, beichtet er ihnen und sendet eine Herausforderung an Sylvan, die Pandur in der Gestalt des Hausknechts dem mit Selinde am Spieltische sitzenden Stutzer überbringt.

V. Gesang.

α., in A. — Es ist Abend. Die drei Jenenser kommen bei Raufbold an. Auf dessen Frage bejahen sie die Notwendigkeit, sich mit Sylvan zu schlagen. Raufbold verfaßt ein Kartell, das Pandur in der Gestalt eines alten Hausknechts dem Stutzer überbringt. Während dies geschieht, ergeben sich die Renommisten dem Biere. Sylvan liest die Herausforderung am Spieltisch. Selinde, zugleich mit ihm lesend, fällt in Ohnmacht. Sylvan nimmt die Herausforderung an, sucht Selinde zu beruhigen und eilt nach Hause. Der Spiegelgeist Rubor begiebt sich zur Galanterie, um ihr Selindens Seufzer zu klagen. Die Angerufene verheißt, am Tage darauf im Rosenthal zum Schutze des Sylvan mit ihrem Gefolge zu erscheinen. Als Pandur die Botschaft an Raufbold bringt, Sylvan habe die Forderung angenommen, schreitet der Renommist zur Wahl eines Sekundanten. Bei dem folgenden Gelage macht Raufbold den Vorschlag, die Häscherstube zu stürmen. Man zieht auf den Marktplatz, bringt den Schnurren ein Pereat und fordert sie heraus. Allein der erste Angriff mislingt. Raufbold und sein Sekundant schlagen sich durch die siegreichen Häscher und entfliehen. Pandur sucht den Gott der Schlägerei im Paradies bei Jena auf. Dieser verspricht ihm, Raufbold im Duell zu beschützen. In Begleitung dreier Schlägergeister erreicht Pandur Raufbolds Zimmer, der sich gestiefelt und gespornt auf seinen zerfetzten Hut schlafen legt.

β., in B. — Sylvan und Selinde sitzen beim „Lomber“. Ersterer, bei den Karten zerstreut, muß auf Selindens Drängen sich als von Raufbold gefordert bekennen; er entflieht, als ihn die Geliebte vom Zweikampf zurückzuhalten versucht. Der Schutzgott Leipzigs ersucht die Galanterie um Hilfe für Sylvan beim Duell. Von ihr wird er an die Göttin Schlägerei gewiesen. Der Renommist und die Seinigen erfahren durch Pandur die Annahme der Forderung seitens Sylvans. Sie veranstalten ein Gelage, in dessen Verlaufe Raufbold eine Erstürmung des Schnurrenreiches vorschlägt. Seine Genossen — besonders von Torf —

raten im Anfange ab, folgen ihm schließlich aber doch. In der Nacht erreichen die Renommisten den Marktplatz. Raufbold, durch Pandur unsichtbar gemacht, betritt allein die Häscherhöhle, trifft deren Bewohner bei Spiel und Trunk, giebt sich zu erkennen, beschimpft sie, entreißt einem die lange Stange und stößt wieder zu seinen Gefährten. Ein lautes Pereat und eine lärmende Herausforderung bringt die Häscher aus ihrer Höhle und zum Kampfe. Zweimalige Flucht, endlich Gefecht und teilweiser Sieg der Jenenser. Beide Parteien verlassen den Markt. Unterdessen bittet Lindan die Schlägerei um Beistand für Sylvan. Sie giebt ihm den Thanatos mit, mit dem er des Stutzers Zimmer betritt, während sich Raufbold gestiefelt und gespornt auf seinem Hute bettet.

VI. Gesang.

α., in A. Zeitiger Morgen. Selinde von Arminde geweckt. Letztere eilt flehend zur Galanterie, die nun den Putz beauftragt, ihr Heer zu versammeln. Dies geschieht; der Schutzgott Leipzigs schlägt sich hinzu. Vom Markte, wo das bisher Erzählte vor sich ging, rückt das Heer nach dem Rosenthal. Sylvan, von Leipzigs Schutzgott erweckt, rüstet sich, ebenso Raufbold, der durch den Knall seiner Peitsche seinen Sekundanten munter macht, sein Roß Kalmuck besteigt und nach dem Rosenthale jagt, nachdem Kalmuck, vom Gott der Schlägerei beauftragt, auf seine Fragen wie ein Mensch geantwortet hat. Als Raufbold und sein Sekundant den Kampfplatz erreichen, empfängt Lindamor aus der Hand der Galanterie einen wunderbaren Schild zum Schutze Sylvans. Die Galanterie selbst verwandelt sich in einen Fasan, um vom nächsten Baume aus den Verlauf des Duells zu verfolgen. Pandur auf der einen, der Putz auf der anderen Seite ermuntern ihre Schaaren. Sylvan und sein Sekundant betreten den Kampfplatz. Raufbold sucht ersteren mit der Peitsche zu treffen, allein vergeblich. Duell zwischen Raufbold und Sylvan; letzterer durch Lindamor mit dem Götterschild gedeckt. Pandur und seine

Getreuen stürzen sich auf das Heer der Sybariten. Der Kobold Waradsdin zerspaltet den Putz; dieser, zu Puder geworden, blendet den Gegner. Lindan besiegt den Pandur. Die beiden Sekundanten haben unterdessen durchs ganze Rosenthal hin einen harmlosen Kampf ausgefochten. Sylvan erfleht von der Mode den Sieg und verwundet Raufbold. Dieser, von Pandur sofort geheilt, stürmt von neuem gegen ihn an und trifft ihn am Arme. Damit begnügt er sich und reitet aus Leipzig.

β., in B. Zeitiger Morgen. Sylvan von Thanatos geweckt, von seinem Sekundanten abgeholt. Raufbold waffnet sich gleichfalls und bittet Kalmuck, während er aufsitzt, ihn nach Besiegung seines Gegners nach Halle zu bringen. Darauf reitet er mit seinen drei Genossen ins Rosenthal, wo auch die Galanterie mit ihren Schaaren anlangt, nicht ohne an letztere und an Thanatos eine ermunternde Ansprache zu halten. Kampf zwischen Raufbold und Sylvan. Als Pandur sieht, wie Thanatos den Stutzer beschützt, bezichtigt er ihn, ein abtrünniger Rebell zu sein und schlägt sich mit ihm im Walde. Sylvan zerspaltet Raufbolds Handschuh. Nach wiederholten Ansätzen wird Raufbold nochmals an der Hand, Sylvan leicht im Gesicht verwundet. Raufbold erklärt sich für überwunden und Selindens verlustig und bittet um Sylvans Freundschaft. Mit dem Rufe: „Mein Leipzig, gute Nacht!" verläßt er auf Kalmuck die Stadt und reitet nach Halle. Der Stutzer sieht sich bei Selinde durch manchen süßen Kuß belohnt. Die Galanterie geht nach Jena, um auch dort für ihr Reich zu werben, und „in ew'ge Schande fiel der Name Renommist." —

d) Der Zusammenhang der Handlung wird straffer und besser motiviert.

III, 19—30: 25—30. Pandur ergrimmt nicht mehr, weil er den Schlaf auf Raufbolds Augen erblickt, sondern — dem kurz vorhergegangenen Überredungsversuch der Mode entsprechend — geheime Regungen zu letzterer.

III, Anfang. — In A begiebt sich Pandur zum Kaffee-

gotte, um vollkommen ungeschickt und ohne Gründe anzugeben, die Mode und Galanterie zu lästern. In B kommt er mit der ausgesprochenen Absicht, den Gott nach Raufbolds zukünftigem Schicksal zu fragen, weil gerade ihm die Kraft der Weihsagung verliehen ist. In A gelingt es Pandur nicht, den allzu trägen Kaffeegott gegen Mode und Galanterie zu entscheiden. In B verweigert ihm der Gott, Rede zu stehen, denn er und sein Raufbold seien ja Verächter des Kaffees. Jetzt erst — nun trefflich motiviert — beschuldigt Pandur die Mode und Galanterie, daß sie es gewesen seien, welche den Kaffee verdrängt, den Thee eingeführt hätten, und aus Dankbarkeit für diese Meldung weihsagt nun der Gott.

B, V, 117—120. Raufbold fängt nicht mehr an, plötzlich und unvermittelt nach einer Erstürmung der Häscherhöhle zu schreien (A, V, 280), sondern vorher gesungene Bardenlieder feuern ihn dazu an.

e) Die Handlung wird beschleunigt.

III, 185: 185 Aus dem blos erzählenden „er (Raufbold) wohnt im blauen Hecht“ wird ein drängendes „Eil' in den blauen Hecht!“

III, 281 - 282: 237—238. Die Sänfte wird nicht mehr „gleich kommen“, sondern „sie wartet schon“.

3. Die Personen.

a) An Stelle allgemein gehaltener Bezeichnungen von Personen treten Namen.

B, I, 69. Raufbolds Pferd wird zu Kalmuck.

B, I, 193 fg. Raufbolds Genossen erhalten die Namen: von Torf, Banner und Krach.

B, I, 82. Der „Schutzgeist“ Raufbolds wird zu Pandur.

II, 240: 191. Der „Schutzgeist Leipzigs“ wird zu Lindau.

B, III, 195. Sylvans Diener heißt von B an Johann.

B, V, 280 fg. Sämtliche Häscher erhalten Namen (Hildebrand, Ilseboll, Martin Dampf 2c.).

B, I, 219. Die „Rothmündin“, wird zu Selinde, wohl in Anlehnung an die Namengebung der zeitgenössischen Anakreontik.

b) Die Charakterisierung des Renommisten wird deutlicher (s. Vorbericht zu B!).

B, I, 25—52. Eine ganze Vorgeschichte des Renommisten wird gegeben („dort war sein hohes Amt, ein grosses Schwert zu tragen [31] . . . er prügelte die Magd [36] . . . betrog der Gläubger List [37]“). Vers 27 wird Raufbold als etwas furchtsam, Vers 50 als prahlerisch gekennzeichnet.

I, 105: 149. Die Jungmagd wird von Raufbold nicht mehr mit „Ihr“, sondern mit „Du“ angeredet.

B, III, 371—372. „Apels Garten prangt in königlicher Pracht umsonst für seinen (Raufbolds) Blick, zum Schönen nicht erwacht.“

Ebenso B, III, 385—388. — B, V, 95—98. Auch durch ihm in den Mund gelegte Reden wird die Charakterisierung Raufbolds vervollkommnet, z. B. B, V, 147—148. „Ja, Bruder, glaube mir, das Luder mit drei Rachen / Wolt ich, mein Seel, so zahm wie einen Schooßhund machen“. Ebenso B, V, 127—128 ꝛc.

c) Die Charakterisierung der Nebenpersonen wird verbessert.

B, I, 138. Der Pedell wird zum „schielichten“ Pedell.

B, III, 150—160. Sylvan und seine Kleidung ausführlicher geschildert.

B, III, 203. Le Grand.

III, 279: 235. Sylvans Lakay tritt nicht mehr „vergnügt“ ins Zimmer, denn dies würde der Ehrerbietung und Würde widersprechen.

B, IV, 51. Der alte Stadtsoldat wird jetzt als sechzigjährig bezeichnet.

Hierbei macht sich das Bestreben geltend, die übrigen Personen im Vergleich zu Raufbold zu heben, damit des Renommisten Lächerlichkeit und abstoßendes Benehmen desto schärfer hervorsticht. z. B. wird I, 129: 176 aus der „Dirne“ ein „Mädchen“.

d) Genauere Charakterisierung des Gegensatzes zwischen den Renommisten und Stutzern durch die ihnen in den Mund gelegten Worte.

α. Renommistenausdrücke.

B, I, 27 und 36. Philister.

B, I, 35. Hospes.

B, I, 265. pro pöna.

I, 128: 273. Die „Mädchen“ werden im Munde der Renommisten zu „Menschern“.

B, II, 25. Das Studentenlied „Sadonc, Sadonc, Sadonc! so geht es alle Tage im schönsten Salathen!“

β. Stutzerausdrücke.

B, II, 295. Mon Cher.

B, II, 297. ventre bleu!

B, II, 300. Dies vilaine Haus.

B, III, 195. pardieu!

B, IV, 208. ma foi!

e) Schärfere Charakterisierung der Maschinen.

B, II, 73—74. Die Locken der Galanterie werden „mit vieler Müh gekräuselt“ und „vom verliebten West, von Seufzern stets umsäuselt“.

II, 223: 175. Die Galanterie „ruft“ nicht mehr, sondern sie, die Zarte, „spricht“ nur noch.

B, III, 87. Der „schreckliche“ Pandur „spricht“ nicht mehr blos, sondern „spricht mit rauhem Ton“.

V, 421: 81. Aus dem „Gott der Schlägerey“ wird „die Göttin Schlägerey“, weil Schlägerei feminini generis ist.

Ebenso B, V, 70 (Lindan); B, V, 75—80 (die Galanterie).

f) Personifizierung sächlicher Gegenstände.

II, 10: 10. Die Lampe an Schubarths Haus überstrahlt die andern nicht mehr blos „verdunkelnd“ sondern „hochmüthig“, ein Ausdruck, den man eben nur auf etwas Persönliches anwenden kann.

II, 48: 56. An dem manch Schnitzwerk sich mit Liebesgöttern zeigt: Wo mancher Liebesgott im hölzern Schnitzwerk wohnt.

4. Spezialisierung und Lokalfärbung.

a) Spezialisierung. — Mit vielem Glück bemüht sich Zachariä, allgemeine und infolgedessen meist matte Ausdrücke in speziellere, den betreffenden Gegenstand möglichst eindeutig bestimmende umzugießen. Zugleich damit erreicht er nicht selten jene possierliche Kleinmalerei, die das komische Heldengedicht in einen so lustigen Gegensatz zum großen Epos bringt.

I, 44: 88. Damit kein Feind von ihm: Damit kein Gläubiger.

I, 52: 96. Pandur lähmt dem Kalmuck nicht mehr den „sonst zu schnellen Fuß“, sondern „den linken Hinterfuß“.

III, 37: 37. Die kurze leichte Tracht: die leichte jensche Tracht.

III, 221: 213. Modezeug: Modesammt.

IV, 123: 51. Soldat: Stadtsoldat.

V, 64: 25. Selinde sinkt nicht mehr „in einen Stuhl“ sondern „in ihren Lehnstuhl“.

V, 241: 129. Krieger: Reuter.

b) Lokalfärbung. Eine Menge Leipziger Örtlichkeiten werden in B mit Namensnennung neu eingeführt.

II, 5: 5. Häuser: Heustraß.

B, III, 301—302. Der „Engel“, „Artopö“, „Wapler“. (Hôtels und Kneipen).

B, III, 365. Muhmenplatz.

B, III, 371. Apels Garten.

Wie viel Zachariä auf ein genaues Festhalten des Lokals gab, zeigt die Änderung von V, 195: 66. Kaum glänzt das Morgenroth auf hoher Berge Spitzen: Kaum wird am Horizont die künftge Sonne stehn. — In und um Leipzig hat es ja eben nie Bergesspitzen gegeben.

5. Gelehrte Anspielungen, Erinnerungen an die altklassische Mythologie werden eingestreut.

B, I, 21—24. Des Phöbus Wagen. Thetis. 35. Bachus. 46. Die Gratien. 55. Iris. 313. Zevs.

B, II, 92. Olymp. 126. Pythia.

B, III, 54. Delphos. 82. Phlegethon. 96. Astrologi.

B, IV, 28—41. Helenen, Ilium, Philippens Sohn, Persepolis. 55. Mars.

B, V, 204. Pluton. 206. Höllenhund. 207. Charon.

6. Von der Satire wird in B reichlicherer Gebrauch gemacht, als in A.

I, 213—214: 268—269. . . . es ward nun frey erzählt, Was man vor kurzer Zeit noch insgeheim verhehlt: . . . der falsche Witz fieng an, Und alle pralten nun Schandthaten, nicht gethan.

B, II, 120. Satire auf die Moden der Städte Augsburg, Dresden, Berlin.

II, 104—112: 96—100. Das breit ausgeführte Bild, wie Amor Schäfer und Schäferin verbindet, wird zu einer kurzen Satire auf Mesalliancen verwandelt.

II, 180: 148. Die „umgeschlungne Schnur von größter Art" (scil. Perlen) wird „So schön von Wachs gemacht, als wie die von Natur".

III, 8: 8. Und trank das schwere Naß, den bräunlichen Caffee: Zur Arbeit gieng der Mann, die Dame trank Caffee.

VI, 202: 82 (Das Rosenthal als Stelldichein): Und welcher Leipziger ist, der den Ort nicht kennet: Und welches Mädchen ist, das ꝛc.

IV, 79—81. Satire auf die Franzosen („wo [in Versailles] mancher Staatsmann lügt und mancher Marquis singt").

Ebenso: B, II, 357—370, 277—278, 313—314, 321—333; V, 161—164.

7. Litterarische Anspielungen werden eingeschoben.

B, II, 97. Wie Helden untergehn und Tänzerinnen siegen. — Anspielung auf Rosts „Tänzerin" 1741 — (?).

IV, 202: 78. Den Zärtliche nur sehn, und nur Verliebte finden: Den Seladons nur sehn, und Clelien nur finden. — Anspielung auf die zeitgenössische Anakreontik.

IV, 96. Und manchen Crebillon hat er (Amor) in seinem Sold. — Anspielung auf Claude Prosper Crébillon den Jüngeren (1707—1777), hervorragenden Vertreter der üppig-leichtfertigen Litteratur Frankreichs unter Ludwig XV.

IV, 130—131. Es wurden unter ihm (Amor), durch seinen hohen Schwung / (in Paris) Viel Avantüren reif und Hexenmärchen jung. — Anspielung auf die in Frankreich neu erwachende leichtfertige Litteratur eines Grécourt (1683—1743), Crébillon (s. o.) und anderer.[1])

8. Sprachliche Technik.

a) Ausruf und rhetorische Fragen werden in B häufiger angewandt, als in A.

I, 57: 101. Dieß sah er Unmuthsvoll. Er flucht auf diesen Fall: „O!“ (schrie er) ꝛc.

B, V, 31. Wie? ꝛc.

B, II, 159—160; B, II, 358; B, III, 40—41; III, 186: 182.

Hierzu rechne ich es auch, wenn — trotzdem die Reden selbst nach II 2 verkürzt werden — die Anreden zu größerem Umfang erweitert werden, offenbar um damit die des großen Epos zu parodieren. So: IV, 281: 106—108 (in A nur „Göttin!“; in B drei ganze Verse). Ebenso B III, 89—92.

b) Doppelgliedrigkeit eines Ausdrucks in B, der in A einfach war.

I, 150: 201. Wie oft ich ganz allein der Schnurren Heer gejagt: Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt.

---

[1]) Munckers Ansicht, daß Zachariä in B, I, 7—10 den Anfang der Messiade Klopstocks habe parodieren wollen, kann ich nicht teilen.

II, 332: 296. Aus seinem Schutt hervor: aus Graus und Schutt hervor.

B, III, 264. Nehm ich selbst meinen Sitz. Nehmt ihr mein Wort in Acht.

c) Eingeschobene Sätze kleineren Umfangs werden gern vermieden, oft einfach durch Beseitigung der sie in A einschließenden Kommata.

I, 3: 3. Der, wenn man ihn erzürnt: Der oft im Zorn allein.

II, 349: 313. ihr Herz, wenn Du es willst, versöhnen: ihr Herz zu deinem Glück versöhnen.

III, 73: 61. So, wie im dicken Wald, ein: So wie im dicken Wald ein.

III, 82: 70. III, 491: 359. IV, 2: 2.

d) Satzverbindung.

α. zwei Perioden werden gern zu einer verschmolzen. II, 159—162: 131—154; III, 165—166: 165—166.

β. zur Verbindung von Haupt- und Nebensätzen werden bessere Konjunktionen gesucht, als in A angewandt wurden.

II, 330: 294. Drauf: zuletzt.

V, 342: 202. Doch aber: allein.

I, 239: 298.

e) Wortwiederholungen innerhalb desselben oder benachbarter Verse werden thunlichst vermieden.

I, 29: 73. in vollem Lauf: im schnellen Trott (Lauf und Laufen waren bereits 64, 67, 71 vorgekommen).

I, 205: 256. Gebt Achtung, rief er aus, gebt Achtung, folget mir!: Er setzt sich oben an, und ruft: Auf! folget mir!

V, 81: 33. Geh, Wilder, geh nur hin: Geh, Wilder, schlage dich.

V, 186: 61. sieh, große Göttinn, sieh: O Göttinn (fieng er an).

V, 313 + 315: 181 + 183. Da + da: Da + hier.

f) Neue Bilder und Vergleiche.

I, 18: 58. Die Dächer stellten sich erst Raufbolds

Augen dar: Schorsteine schimmerten gleich weisser Lämmer Schaar.

B, 1, 178. Gleich unterirdschen Göttern.

B, II, 6. Wie im Wald ein Echo wiederschallet.

B III, 321—322. Wie im Cometenschweif des bangen Erdballs Schwere.

g) Substantiven beigefügte Adjektiva, in A oft direkt widersinnig, werden in B durch bessere ersetzt.

III, 422: 330. Die Frösche kommen nicht mehr aus „dichtem" Schilf, sondern aus dem ihnen „vertrauten" Schilf.

III, 424: 424. mit schlüpfrigem Geräusch: mit flüsterndem Geräusch.

h) Die Worte dem Sinne angemessener zu machen, ist ein meist von Glück begleitetes Unternehmen Zachariäs in B.

I, 33: 77. Schlägt (Kalmuck) wiehernd hinten aus: Schlägt brausend hinten aus. Die Pferde wiehern nur, wenn sie erfreut sind, nicht, wenn sie — wie hier — erschreckt worden sind.

I, 200: 251. Der Ritter: ein Ritter (nämlich irgend ein Ritter, der eben grade auf dem Paßglas abgebildet ist).

II, 18: 18. Da sie (die Lampe) ein Wurf zerschellet: sein Wurf (der ganz bestimmte, eben erzählte von Torfs).

II, 48: 92. Pandur nennt den Renommisten nicht mehr „Feiger", sondern „Verräther", denn als Raufbold zum Stutzer wurde, war er nicht feig; wohl aber verriet er seinen bisherigen Stand.

II, 377: 341. Ihr, die sich unterstund: Dem, der sich rc. Der schlafende Raufbold konnte ja nicht wissen, daß es die Mode war, welche die jenische Tracht schmähte.

i) Wie Zachariä auch im Kleinsten an den einzelnen Worten herumfeilte und sich bemühte, seine Sprache immer gewandter zu machen, zeigen einige Beispiele.

I, 43: 87. Ein Nebel war um ihn: floß um ihn.

I, 47: 91. Du denkst daselbst zu bleiben?: Denkst du wohl hier zu bleiben?

I, 81—82: 125—126.

Ein Gasthof, dem ein Hecht ein blauer Zierrath war,
Stellt ihm Wirth, Lagerstatt, ein eignes Zimmer dar. (zu:)

Zum blauen Hecht trug ihn Kalmucks geschwinder Lauf.
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.

I, 254: 315. Und das bethörte Herz durch sein Zertrümmern stillte: Und des Zerstörers Wuth erst durch Ruinen stillte.

III, 191—192: 187. Der, dem die Geburt den Alcoran gebeut: ein Muselmann.

IV, 137: 61. So wird von dem Soldat die dürre Brust erschüttert: So fühlt auch der Soldat ꝛc.

VI, 64: 68. Und Puderpüstriche: Ein voller Pudersack.

9. Die Orthographie.

a) aus th wird t gemacht.

I, 95: 139. Huth: Hut.
III, 284: 240. Gebeth: Gebet.
V, 3: 159. Booth: Boot.

b) Verbindung zweier Worte zu einem.

II, 45: 53. Marmor Art: Marmorart.
II, 166: 138. zart gewebtem: zartgewebtem.

10. Interpunktion.

a) Es soll vermieden werden, daß die Gleichschenklichkeit des Alexandriners zu sehr hervortritt und infolgedessen ermüdet. Dies soll dadurch erreicht werden, daß in der Cäsur, wo es angeht, möglichst keine Interpunktion stehen gelassen wird.

I, 129: 176.

Die Dirne traf sie gleich, nach edler jenscher Art:
In jenscher Lebensart traf sie das Mädchen an.

I, 203: 254.

Er sagts, und man gehorcht; sogleich lag auf dem Tische:
Er sagts, und alsobald lag auf dem Nebentische . .

II, 31: 43.
Dieß decket einen Saal, den längsten in der Stadt:
Es deckt dies stolze Dach den längsten Saal der Stadt.
VI, 62: 62.
Die andre war bemüht, mit Nadeln sich zu wehren:
Die andern wollten sich mit großen Nadeln wehren.
VI, 198: 78.
Nicht mehr an dürres Land, an grüne Küsten schwellen:
Mit stillem sanftem Lauf an grüne Küsten schwellen.
VI, 218: 90.
Der Linden Dunkelgrün, der Eichen Nacht zu brechen:
Des dunklen Lindengangs Schattirungen zu brechen.

b) Rhetorisches Komma. — Überall da, wo Zachariä einen Satzteil beim Vortrage durch einen besonderen Ton hervorgehoben wissen will, setzt er ein Komma, das ich seiner Bestimmung nach eben als ein rhetorisches bezeichnen möchte, und das auch Andere benutzten. Zwar findet sich dasselbe bereits in A angewandt (I, 16, 132, 137; IV, 107 2c.), aber in B ist sein Gebrauch bei weitem häufiger.

VI, 204: 84.
Die unter Spiel und Scherz und blasendem Getön:
Die unter Spiel, und Scherz, und blasendem Getön 2c.

An diesem Beispiele sieht man zugleich, daß, wo es gilt, die Betonung zu markieren, sogar die unter a aufgestellte Regel vernachlässigt wird: so viel Wert legte der Dichter auf die Möglichkeit eines guten Vortrags!

Das Verhältnis von B und B[1].

Der Grund, welcher den Dichter bewog, im Jahre 1761 eine neue Auflage seiner Gedichte auf den Markt zu bringen, erhellt aus dem „Vorbericht“ von B[1] (Braunschweig, den 12. März 1761): „Gegenwärtige Epische und Lyrische Gedichte sind so geneigt aufgenommen worden, daß man dem Publico eine neue Ausgabe dieser Gedichte vorlegen kann.“

Ebendort erfahren wir auch, daß Zachariä nach wie vor den Ehrgeiz hat, am „Renommisten“ immer mehr und mehr zu feilen:

„Ich habe es bey dieser Gelegenheit für meine Schuldigkeit gehalten, diese neue Auflage . . . zu bessern . . . . In dem Plane der Gedichte selbst habe ich nichts ändern wollen, um sie den Stücken der ersten Auflage nicht gar zu ungleich zu machen, und weil ich auch mit den meisten Kritiken, die über den Plan dieser Stücke gemacht worden, nichts weniger als einig bin.“

Für die Abweichungen zwischen B und B¹ ist, was auch für die folgenden Ausgaben gilt, zu bemerken, daß sie sich nur noch auf minder wichtige Punkte, auf sprachliche Technik, Orthographie und Interpunktion erstrecken.

I. Sprachliche Technik.

1. Wortwiederholungen werden in B¹ noch strenger vermieden, als es schon in B geschah.

II, 177: 177.

Hat Leipzig auf einmal die Artigkeit verlohren? Ist Wohlanständigkeit auf einmal hier verlohren? (weil V. 176 schon einmal „Leipzig“ vorkam).

II, 322: 322. Die kurze gelbe Weste: Die leichte gelbe Weste (weil V. 319 schon einmal „kurz“ gebraucht war).

V, 178: 178.

Und in der stillen Nacht die stillen Lüfte theilt: Und in der sanften Nacht ꝛc.

2. Die bereits für B in Anspruch genommene Vorliebe für Ausrufe wird in B¹ noch öfter bestätigt.

II, 36: 36. Der alte Renommist ist kreuzbrav wieder da!: Er ists! er ist es selbst! der alte Knab ist da!

V, 259: 259.

Mein Appetit ist groß, euch auf das Maul zu hauen: Wie groß ist nicht mein Trieb, euch auf das Maul zu hauen!

3. Dem Wohlklang beim Vortrag oder der Lektüre dienen folgende Besserungen.

II, 286: 286. Da sie in Asch und Bier das wüste Zimmer sahe: Da sie in Rauch gehüllt ꝛc.

III, 96: 96. Was kaum Astrologi: Was Astrologen kaum.

III, 171: 171. Entdeckten ihn ihm selbst: entdeckten ihm sein Bild.

III, 378: 378. (Die Pleiße sieht) Franzosen, welche flohn: den Gallier, der floh (Da alle anderen hier angeführten Völkernamen im Singular erscheinen, sollte auch an dieser Stelle eine Ausnahme davon nicht gemacht werden).

V, 320: 320. Er (Lindan) war in Jena ietzt: Doch fern weg war er itzt. (Die Anknüpfung mit „doch" paßte besser zu den beiden voraufgehenden Versen: „Lindan! O hättest du die wilde Schlacht gesehn; Wie hättest du geeilt den Häschern beizustehn.")

II. Orthographie.

1. td im Auslaut wird gern zu d.

I, 6: 6. Siegesschwerdt: Siegesschwerd.

I, 72: 72. Brodt: Brod.

I, 31; III, 19; V, 139; VI, 43; VI, 45.

2. Das m der Silbe „samt" wird verdoppelt.

III, 63: 63. sämtlich: sämmtlich.

V, 242: 242. allesamt: allesammt.

VI, 55 u. VI, 56.

3. ie wird zu je.

II, 5: 5. ieder: jeder.

II, 176: 176. ie: je.

IV, 118: 118. iedem: jedem.

V, 118: 118.

4. Eine Ausnahme von 3 macht ietzt, das in B[1] zu itzt wird. II, 63, 186, 280; IV, 151; V, 1: 4.

5. Das ee in „seelig" wird vereinfacht.

IV, 147. unglückseelgen: unglückselgen.

IV, 200. holdseelig: holdselig.

VI, 155.

6. Die Silbe „mal" wird zu „maal".

II, 159: 159. Denkmal: Denkmaal.

VI, 177.

7. Inlautendes ss wird meist zu sz.

I, 53. Pleisse: Pleiße.
I, 203. entreissen: entreißen.
I, 267. einzubüssen: einzubüßen.
II, 13. grosse: große.
III, 21. süssen: süßen.
V, 211. sassen: saßen.
V, 358. weissagt: weißagt.
VI, 49. draussen: draußen.

8. Auslautendes sz wird zu einfachem s.

I, 92. dieß: dies.
I, 112. biß: bis.
I, 279. Paßglaß: Paßglas.
II, 233. Blumenstrauß: Blumenstraus.
II, 364. preiß: preis.

9. Inlautendes z wird oft zu tz.

I, 60. zulezt: zuletzt.
I, 136. plözlich: plötzlich.
II, 382. nezt; netzt.
I, 113, 190.

10. h wird noch häufiger, als in B, ausgeschieden.

III, 83. Mißgeburth: Mißgeburt.
IV, 307. Fluthen: Fluten.
I, 187. hohle: hole.
II, 220; III, 292.

11. Das Wort Tabak wird in B und im I. Gesange von B' Toback geschrieben, vom II. Gesange in B¹ ab dagegen Taback.

III. Interpunktion. Das rhetorische Komma wird noch um einige Fälle mehr, als B hat, bereichert, z. B.

III, 17: 17
Von Schätzen nie beschwert auf seinen weiten Reisen:
Von Schätzen nie beschwert, auf ꝛc.
III, 316: 316.
Allein es bat Sylvan: Allein, es bat ꝛc.

Das Verhältnis von B¹ und B².

Die neue Ausgabe B² ist dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, Bruder des regierenden Herzogs, gewidmet, der neben seiner glanzvollen kriegerischen Thätigkeit auch auf „die deutschen Lieder mit Gütigkeit und mit Ermuntrung" niedersah.

Vorangeschickt ist eine Pränumerationsliste. Außer 29 Fürstlichkeiten haben unter anderen Bodmer, Ebert, Gärtner, Moses Mendelssohn, Nicolai, Rabener, Ramler, Uz gezeichnet. Auch erblickt Zachariä mit Vergnügen eine beträchtliche Anzahl von Militärpersonen darunter, ein Beweis für ihn, „wie sehr die Liebe zu den schönen Wissenschaften sich immer mehr und mehr ausbreitet". Erst die Bereitwilligkeit vieler, voraus zu bezahlen, hat überhaupt die ganze Ausgabe möglich gemacht. Die Pränumeration erfolgte entweder bei Zachariä selbst, oder bei der Waisenhausbuchhandlung, oder endlich bei Gönnern und Freunden, deren Namen durch Druckprospekte verbreitet wurden.

Die Ausgabe sollte die letzte sein, die Zachariä veröffentlichen wollte, denn im „Vorbericht" sagt er: „Übrigens finde ich für nöthig, hiermit zu versichern, daß ich diese Auflage ohne fernere Veränderungen beybehalten, und alles übrige, was ich noch der Welt vorzulegen würdig finden sollte, als Theile derselben fortdrucken lassen werde."

Über die Abweichungen zwischen B¹ und B² sagt Zachariä nur er hätte Gelegenheit erhalten, „diese Gedichte nochmals zu verbessern und sie dem gütigen Beyfalle der Leser immer würdiger zu machen". Eine Zusammenstellung ergiebt folgendes.

I. Sprachliche Technik.

1. Besondere Beachtung schenkt Zachariä in B² dem Dativ, indem er ihn in Verbindung mit einer Praeposition ohne vorausgehenden Artikel aus der schwachen in die starke Form erhebt.

   II, 334. von neuen: von neuem.

   V, 247. von süßen Bier: von süßem Bier.

   V, 208, 291: 296.

   IV, 166, 290.

   VI, 133.

2. Für die Praeposition „vor“ wird gern das unserem heutigen Gebrauche entsprechende „für“ angewandt.

V, 8. vor seine Ruh: für ꝛc.

V, 23. vor deine Schönheit: für ꝛc.

3. Die übrigen Änderungen betreffs der Sprachtechnik muß ich, da sie sich nicht zu Gruppen vereinigen lassen, in der Reihenfolge der Gesänge nach einander aufführen.

I, 5. Ich singe, wie er hat: Ich singe, wie sein Muth.

I, 8. Mod und Galanterie bemühten sich vergebens
Um die Verbesserung des wüsten jenschen Lebens
(zu):
Mod und Galanterie eröfnen ihm vergebens
Die blumenvolle Bahn des sanftern Musenlebens.

(Eine rein allgemeine Bemerkung sollte durch die Änderung ganz speziell auf den Helden bezogen werden.)

I, 20. Was Renommiste war, und Stutzer einst gewesen: Was Renommiste war, was Stutzer einst gewesen.

(Durch die Wiederholung des „was“ sollte ein gewisses Pathos in die Rede kommen.)

I, 313: Und schleudert, wie ein Zevs, sie krachend an die Wand: donnernd an die Wand.

(Vielleicht ist deshalb geändert worden, weil im vorausgehenden Verse der Name Krach vorkam, also der Gleichklang vermieden werden sollte.)

IV, 66. Das finstre Loch der Häscher: die finstre Gruft.

(Hier erzählt der Dichter; daher schien das studentische „Loch“ unpassend.)

IV, 221. Das ungebräuchliche „Ehrlieb“ verwandelt sich zu dem gebräuchlichen „Ehrsucht“.

VI, 132. Doch er (der Stoß Raufbolds) verdarb sogleich: mißlingt sogleich. (Der alte Ausdruck klang gezwungen, während ihn der neue durch einen allgemein gebräuchlichen ersetzt.)

II. Orthographie.

1. Durch ganz B² geht ein Zug, Doppelkonsonanz zu vereinfachen.

a) beim Verbum.
III, 102. kann: kan.
III, 261. könnt: könt.
V, 290. trifft: trift.
II, 302. eröffne: eröfne.
III, 138, 259; V, 288, 291; VI, 103.
II, 87; IV, 120; V, 140; V, 240.

b) bei Substantiven.
II, 124. Nachahmerinn: Nachahmerin.
II, 187. Göttinn: Göttin.
III, 126. Priesterinn: Priesterin.
IV, 39. Sultaninn: Sultanin.
V, 370. Angriff: Angrif.
II, 206, 208; V, 172.

c) bei Adjektiven und Adverbien.
II, 228. darinn: darin.
III, 263. schroff: schrof.
VI, 23. gleichfalls: gleichfals.
III, 391.

2. Inlautendes sz wird gern zu ss, d. h. hier in B² ist gerade das Umgekehrte der Fall von dem, was ich für B¹ aufstellen konnte (II, 7).
II, 114. hießen: hiessen.
III, 340. großen: grossen.
IV, 44. Füßen: Füssen.
IV, 347. Entschließen: Entschliessen.

3. Ebenso wird das Wort „jetzt“, das bei der Umarbeitung von B: B¹ aus ietzt zu itzt wurde (II, 4), nun wieder aus itzt umgekehrt zu ietzt: II, 186; III, 114; IV, 151; V, 23, 42; IV, 138.

4. Das Wort Tabak, das vom II. Gesange in B¹ an aus Toback: Taback geworden war, erscheint in B² wieder durchgängig als Toback. II, 291, 295; III, 270; IV, 269; V, 109; VI, 114.

5. Das Verbum fordern und seine Ableitungen verlieren das erste r.
II, 219. fordert: fodert.

V, 52. Ausfordrung: Ausfodrung.
VI, 10. erforderlich: erfoderlich.
V, 46, 85.

III. Interpunktion.

1. Das rhetorische Komma wird in B² um einige weitere Fälle vermehrt.

I, 7: 7. Und wie sein Siegesschwerd des Stutzers Stolz gedämpft:
Und wie sein Siegesschwerd, des Stutzers Stolz, gedämpft.
I, 280. Allein ihr Brüder hoch!: Allein ihr Brüder, hoch!
VI, 66. Die andern wollten sich mit großen Nadeln wehren:
Die andern wollten sich, mit großen Nadeln wehren.
I, 260.
III, 154.
V, 146, 218, 193.

2. Kolon vertritt häufig, besonders bei Zusammenfassung mehrerer Vordersätze zu einem Nachsatz, früheres Semikolon. I, 24; III, 64; IV, 77; V, 164, 188; VI, 126.

Das Verhältnis von B² und B³.

Zachariäs Brief an J. E. Schlegel vom 1. Februar 1770 spielt auf B³ an, wenn es heißt: „Ich denke nächstens eine verbesserte Auflage . . . zu besorgen, (so viel sich nehmlich noch bey so manchen fehlerhaften Anlagen und bey nunmehr stumpfern Jahren verbessern läßt)" . . .

Der Grund, diese neue, wohlfeile Ausgabe, die wiederum dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gewidmet ist, vorzunehmen, war nach Aussage des „Vorberichts" die trotz zweier Nachdrucke wieder rege gewordene Nachfrage. Der „Vorbericht" entschuldigt die vom Dichter selbst empfundene Mangelhaftigkeit der gebotenen Arbeiten, indem er darauf hinweist, daß sie ja doch zumeist in ganz jungen Jahren entstanden. Ihr Verfasser hätte indessen wohl eine Auswahl getroffen, nur die besten einer neuen Auflage einverleibt — aber welche sollte er für die besten ausgeben? Wen sollte er darum fragen? Etwa die Kunstrichter? Nein! Diese hatten einander bei Beurteilung der früheren Ausgaben allzu sehr widersprochen.

Als er sich also entschloß, trotz des „Vorberichts" zu B^2 mit B^3 eine neue Auflage in den Handel zu bringen, schrieb er kurz und entschlossen: „Wichtige Aenderungen und Verbesserungen darinn vorzunehmen, dazu hatte ich keine Zeit, noch weniger Lust, auch vielleicht nicht mehr die Geschicklichkeit. Die mühsame Probe davon habe ich bey den vorigen Ausgaben gemacht, und doch bey meinen Tadlern wenig Dank verdient. Mag also doch diese Auflage so bleiben, wie sie ist."

Damit ist das Verhältnis von B^2 und B^3 bestimmt; mir bleibt nur übrig, das zusammenzustellen, was Zachariä an kleineren Änderungen vornahm.

I. Sprachliche Technik.

1. V, 212. sieht: schaut (weil V. 211 schon einmal „sieht" vorkam).
2. IV, 53. hat: hatt' (die Bedeutung ist eine plusquamperfektische).
3. IV, 183. Indem erscheint Sylvan: erschien (die Bedeutung ist eine präteritale).

II. Orthographie.

1. Das Wort „können" erhält an Stelle von nur einem in B^3 doppeltes n, entgegen der Änderung in B^2 (II, 1). II, 309, 323; III, 102, 138, 188, 287; VI, 177.
2. Inlautendes sz wird gern zu ss, die für B^2 (II, 2) aufgestellte Regel also noch strenger durchgeführt.
   II, 384. schmeißen: schmeissen.
   II, 385. heißen: heissen.
   III, 4. weißen: weissen.
   III, 41, 153, 199, 205, 211, 221, 254.
3. Adjektiva, die aus Eigennamen gebildet sind, werden in attributivischer Stellung im Gegensatz zu B^2 in B^3 groß geschrieben.
   I, 16. der jenschen Welt: Jenschen.
   III, 202. von böhmschen Diamanten: Böhmschen.
   I, 25: 23, 30: 28, 170: 168, 181: 179, 259: 257.

II, 30, 247, 306.

III, 37, 279; IV, 20, 29, 153; VI, 197.

4. ietzt wird meist zu jetzt: III, 114, 243, 317; V, 23, 131, 301.

5. Der Apostroph, in den früheren Ausgaben ganz vernachlässigt, wird in B3 häufig angewendet.

I, 7. Mod: Mod'.

I, 34: 32. Ausfäll: Ausfäll'.

I, 44: 42. brannt: brannt'.

II, 77. Lamp: Lamp'.

IV, 231. Scharmant: Scharmant'.

II, 19, 296; III, 44; IV, 80, 129; VI, 94.

III. Interpunktion.

1. Das rhetorische Komma erfährt auch in B3 einen Zuwachs.

I, 86: 84. sein Name war Pandur: sein Name war, Pandur.

II, 74. vom verliebten West, von Seufzern stets: vom verliebten West, von Seufzern, stets.

II, 293; III, 82, 355; IV, 293.

2. Der Gebrauch des Ausrufungszeichens wird in auffälliger Weise vermehrt.

I, 110: 108, 139: 137, 199: 197, 212: 210.

II, 204, 297, 355, 375.

III, 32, 34, 35, 37, 339.

IV, 238, 279, 317.

V, 30, 148.

VI, 64, 76, 120.

Vita.

Ich, Hans Zimmer, Sohn des verstorbenen Rechtsanwalts Theodor Zimmer, bin am 1. März 1870 zu Dresden geboren und ev.-luth. Konfession. Nachdem ich auf der Bürgerschule meiner Vaterstadt meinen ersten Unterricht genossen hatte und mit dem Zeugnis der Reife vom Gymnasium zum heiligen Kreuz abgegangen war, bezog ich Ostern 1888 die Universität Leipzig, wo ich 7 Semester lang studierte, indem ich mich nur den Winter 1889 in Berlin aufhielt. Meine Studien erstreckten sich vor allem auf deutsche und englische Philologie, Philosophie, Paedagogik und Geschichte.

Allen meinen Herren Lehrern spreche ich hiermit meinen ergebenen Dank aus; Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Fr. Zarncke rufe ich denselben noch über das Grab hinaus in alter Treue, Verehrung und Anhänglichkeit herzlich und zugleich wehmütig nach!

Leipzig, am 15. Oktober 1891.

Zimmer, Hans

Just Friedrich Wilhelm Zachariä

Leipzig 1892